

Frankfurter Allgemeine

Magazin

OKTOBER 2016
MÄNNER SPEZIAL



**OBAMAS
FOTOGRAPH
ERZÄHLT**

**SCHÖNSTE
DEUTSCHE
BÜCHER**

**MARTINA
GEDECK IM
INTERVIEW**

**AUF DEN
DÄCHERN
NEW YORKS**







Ermenegildo Zegna



Loro Piana

SINCE 1924





Loro Piana

SINCE 1924



PANERAI



P.4000

PRÄZISION, ZUVERLÄSSIGKEIT UND KRAFT – DAS AUTOMATIKKALIBER P.4000, DAS NUR 3,95 MM STARK IST, MIT DEZENTRALEM MIKROMOTOR UND EINER GANGRESERVE VON 72 STUNDEN VERSIEHT SEINEN DIENST IN DER NEUEN LUMINOR DUE 3 DAYS AUTOMATIC ACCIAIO. EINFACH HERAUSRAGENDE TECHNOLOGIE.



LUMINOR *due*
3 DAYS AUTOMATIC
ACCIAIO - 45MM
(REF. 674)

PANERAI BOUTIQUE
MÜNCHEN - MAXIMILIANSTRASSE 31

PANERAI.COM • +49 (0)89 20 30 30 95

LABORATORIO DI IDEE.

MÄNNER ERZÄHLEN UNS ALLES

Über Männer weiß ich nicht viel zu erzählen. Seltsamer Satz für einen, der mit drei Brüdern (und leider nur einer Schwester) groß geworden ist, der als Zögling eines erzbischöflichen Knabenkonvikts so allerhand Jungs kennengelernt hat, und der auch bei der Bundeswehr das Vergnügen hatte. Aber weil der erste Satz dieses Editorials nicht gleichzeitig der letzte sein soll, schreibe ich einfach weiter. Ist das schon eine männliche Eigenschaft, einfach weiterzureden, obwohl man nicht viel zu sagen hat? Ich fürchte: ja. Und kann dafür nur anekdotische Belege liefern, die mir vor ein paar Tagen vor die Füße fielen. Als ich während der Modewoche in New York zu einem Empfang von Tory Burch geladen war, sah ich nämlich so einige Vorurteile bestätigt. Die Designerin sah toll aus – der männliche Geldadel schritt gravitatisch im viel zu weiten Zweireiher zur Tür herein. Die Damen stellten sich am Tisch der Tarot-Karten-Frau an – die Herren prahlten mit ihren Investments. Die Frauen schwärmten vom herrlichen Blick über die Fifth Avenue auf den Park – die Männer redeten über Apartment-Preise. Nicht, dass Sie mich falsch verstehen. Von Tarot-Karten halte ich nicht viel. Schwärmereien sind mir mit zunehmendem Alter fremd. Und nicht jede Frau muss in einem Tory-Burch-Kleid vor meinem Schreibtisch oder auch nur vor meinem geistigen Auge erscheinen. Aber diese Männer! Na ja. Ich bin dann auch bald ins Flugzeug, um die Texte in diesem Heft gegenzulesen. Und bin nach der Lektüre wirklich überrascht, dass das männliche Geschlecht so oft ein so menschliches Gesicht hat. Der bald 100 Jahre alte Kirk Douglas – er tritt im Porträt seiner Kollegin Almut Berg vor allem als Gentleman auf. Tenzing Norgay – er ist in den Augen seines Enkels ein wackerer Held ohne Allüren. Barack Obama – er ist nicht nur in den Augen seines Fotografen der smarteste Präsident mindestens seit Kennedy. Karl Lagerfeld – er hat den unerschrockensten Blick auf Frauen und Männer, Kanzlerinnen und Präsidenten. Und eine Frau, natürlich eine Frau, nämlich Martina Gedeck, muss mich über eine Eigenschaft aufklären, die mir ganz entfallen war: Männer haben Humor! Viel Vergnügen! *Alfons Kaiser*



[horn sound splits silence]

GUCCI

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Prof. Dr. Tilman Allert, Holger Appel, Friederike Böge, Dr. Daniel Deckers, Timo Frasch, Dr. Matthias Gafke, Johannes Krenzer, Frank Pergande, Andreas Platthaus, Andreas Ross, Peter-Philipp Schmitt, Dr. Tilman Spreckelsen, Bernd Steine, Jörg Thomann, Karin Tauscheit, Maximilian Weingartner, Axel Wermelskirchen, Jennifer Wiebking, Marta Wiesner, Walter Wille

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



BOTTEGAVENETA.COM

BOTTEGA VENETA



ANDREAS ROSS (oben) schreibt als Washington-Korrespondent fast täglich über Barack Obama. Aber er geht nicht so selbstverständlich im Weißen Haus ein und aus, als dass ihn die Tour durch den Westflügel mit Präsidentenphotograf **PETE SOUZA**, (darunter, im Rosengarten des Weißen Hauses) gar nicht beeindruckt hätte. Allerdings war es ein kurzes Vergnügen. Im Weißen Haus gilt eine andere Zeitrechnung: Was in anderen Büros Minuten frisst, wird hier in Sekunden erledigt, die Mitarbeiter hasten zügig über die dicken Teppiche. Trotzdem nahm sich der Fotograf ausführlich Zeit, Ross von seinen Jahren mit dem Präsidenten zu berichten (Seite 44). Und er rückte sogar bislang unveröffentlichte Schätze heraus.



MAXIMILIAN WEINGARTNER hat, warum auch immer, ein Faible für Großbritannien. Der Wirtschaftsredakteur dieser Zeitung studierte in Schottland, fährt einen MGB GT, trägt englische Schuhe und nervt seine Kollegen mit einem James-Bond-Thema-Klingelton. Nun hat er einen Roman geschrieben, der von der Schuldenkrise inspiriert ist. Das Königreich ist pleite. Eine Troika mit einem deutschen Banker soll das Land zu Reformen zwingen. Die Monarchie ist in Gefahr. Das Szenario, das wir in Auszügen vorabdrucken (Seite 72), jagt sogar dem Autor selbst einen Schrecken ein.

FOTOS: JUREK ROSS, AP, JOHANNES WUNDERLICH, CHARLOTTE STEDIA, ILLUSTRATIONEN NINA SIMON

MITARBEITER

THOMAS KELLNER, der 1966 in Bonn geboren wurde, studierte an der Universität Siegen Kunst und Sozialwissenschaften für das Lehramt an Gymnasien. Zum Glück wurde er dann doch noch Fotograf und Künstler. Denn er entwickelte eine so singuläre wie faszinierende Methode, Gebäude fotografisch auseinanderzunehmen und wieder zusammensetzen. Der Fotograf, der auch Lehraufträge und eine Gastprofessur innehatte, Ausstellungen kuratiert und Fachaufsätze schreibt, probierte seine Methode für uns erstmals am lebenden Objekt aus, nämlich an unserem Model Philip (Seite 56). Ohne hier zu viel zu verraten: Es war ganz schön anstrengend.



PATRICK ZEH, Redakteur in der Grafischen Gestaltung dieser Zeitung, trägt immer Dutt. Für den Essay des Frankfurter Soziologen Tilman Allert über den Knoten im Haar des Mannes (Seite 95) hätte es also kein besseres Modell geben können. **NINA SIMON**, Zeichnerin und ebenfalls Redakteurin der Grafischen Gestaltung, nahm sich der Aufgabe gerne an. Zeh ließ sich zunächst fotografieren, dann begann Simon mit den Skizzen, probierte Bleistift und Tusche aus. Mit einem schwarzen weichen Fettstift fing sie schließlich die markanten Züge des Kollegen samt Brille, Bart und Haarpracht ein. So wurde sein Dutt nun auch künstlerisch verewigt.



BOSS 0842



BOSS
HUGO BOSS
eyewear

HUGOBOSS.COM



Saubere Karriere:
Die Bronners sind in Kalifornien zum größten Hersteller von Naturseife aufgestiegen. Eine Spurensuche (Seite 96) in ihrer Heimat Heilbronn.



Teil-Zeit: Jeder Mann hat seine Ecken und Kantenn. Wenn ihn der Fotograf Thomas Kellner ins Bild setzt (Seite 56), muss er sich auch noch verbiegen.



ZUM TITEL

Barack Obama wurde von Pete Souza am 23. Februar 2016 im Oval Office fotografiert – bei der Vorbereitung auf eine Videokonferenz mit David Cameron, Angela Merkel und François Hollande. Das Foto wird hier zum ersten Mal veröffentlicht.

FOTOS: OFFICIAL WHITE HOUSE PHOTO BY PETE SOUZA, JULIA ZIMMERMANN, THOMAS KELLNER, THE LIFE PICTURE COLLECTION/GETTY IMAGES, HERSTELLER

- 23 KARL LAGERFELD
- 36 TOBY BATEMAN
- 82 MARTINA GEDECK
- 90 TASHI TENZING
- 98 REINHOLD MESSNER

GEDRUCKT 50 ausgezeichnete Bücher, die schon auf den ersten Blick überzeugen. *Seite 40*

GEKONNT In Florenz und in Mailand kleiden sich die Männer immer noch am besten. *Seite 74*

GESETZT Warum Männer auch im Restaurant gern mal für sich sind. *Seite 78*

GESCHÄTZT Wohl noch nie war der Wein aus Franken so gut wie in diesem Jahr. *Seite 84*

GEBUCHT Fast zehn Millionen Besucher kamen 2015 nach Krakau – aus guten Gründen. *Seite 92*

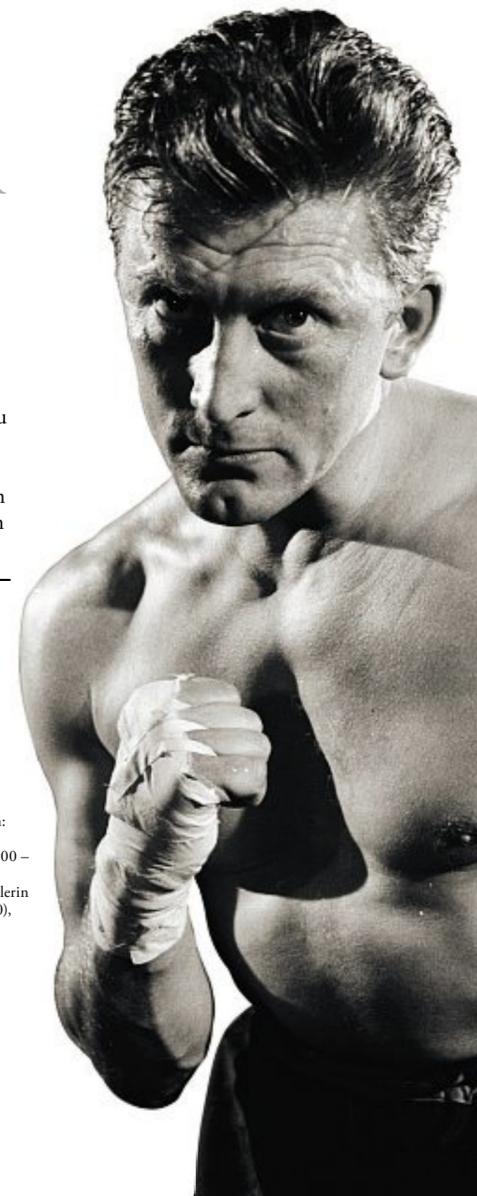
GEKLOTZT Die Harley-Davidson Electra Glide macht auch schweren Jungs das Leben leicht. *Seite 94*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 29. Oktober bei.

Qualmrausch:
Der Schriftsteller Wolf Wondratschek raucht für sein Leben gern. Im Interview (Seite 68) erzählt er, warum.



Meister aller Klassen:
Der Hollywoodstar Kirk Douglas wird 100 – eine Hommage der deutschen Schauspielerin Almut Berg (Seite 80), die er entdeckte.






JACK HUSTON

TODS.COM



Aus der F.A.Z. vom 9. Oktober 1986: Gruppenbewegung in einem Park in Radolfzell am Bodensee

Foto Barbara Klemm

Vor dreißig Jahren

Früher war alles besser. Gar keine Frage. Das Wetter zum Beispiel, es war bestimmt nicht so heiß und nicht so kalt. Oder die Politik. Das Fernsehen. Und erst recht die Zeitungen, natürlich auch diese. Jahrzehntelange Abonnenten können ein Lied davon singen. Auch wir müssen neidlos zugeben: Die Kollegen waren früher einfach mutiger, ideenreicher. Nehmen wir mal dieses Foto einiger Damen und Herren bei der herbstlichen Körperertüchtigung, auf dem sich Lebensfreude und Anspannung die Waage halten.

Barbara Klemm hat es aufgenommen, die Großmeisterin der diskreten Menschenbeobachtung, und weil ein Klemm-Foto für jeden Artikel schon die halbe Miete ist, hat man es ausgewählt, um einen Text zu bebildern, der am 9. Oktober 1986 „zum Deutschen Bädertag in Baden-Baden“ erschienen ist. Gut, ein Bad ist nicht zu sehen auf dem Foto, und Baden-Baden übrigens auch nicht, aber das demonstriert ja nur die Kreativität unserer zeitungsmachenden Ahnen. Ebenso wie die Tatsache, dass der Text, der über die Anschlussheilbehandlung (AHB) von Herzinfarktpatienten berichtet, seinerzeit im Reiseblatt gedruckt wurde. Ist denn nicht unser ganzes Leben eine Reise, deren unvermeidliches Ziel wir so lang wie möglich hinauszuzögern suchen? Herzinfarktpatienten, so der Tenor des Berichts, sollten dies mithilfe des Sports angehen.

Haben die Damen und Herren, die sich hier gen Himmel dehnen, nun einen Herzinfarkt hinter sich? Unsere vorsichtige Vermutung: eher nicht. Belegt ist allein, dass sie ihre Gymnastik in einem Park in Radolfzell am Bodensee betreiben, und zwar schon im September 1980. Bei manchen Werken dauert es eben, bis die Zeit reif für sie ist.

Das Wiedersehen jedenfalls macht Freude. Woran mag es liegen, dass uns der Blick auf die emsig bemühten Herrschaften zum Lächeln bringt? Ist es die leicht anarchisch anmutende Choreographie? Der mitreißende La-Ola-Schwung? Der kecke Bauchblitzer des dritten Herrn von rechts? Wohl von allem etwas. Und doch ist da noch mehr.

Heute, 30 Jahre nach dem Artikel und 36 nach dem Foto, sind 9,5 Millionen Deutsche in einem Fitnessstudio angemeldet, und die meisten von ihnen nicht zum Spaß.

Die Fitness und der eigene Körper sind für viele ein Projekt, dem man sich mit großer Hingabe widmet. Und auch die Parks sind an schönen Tagen kaum mehr so leer wie auf Barbara Klemms Foto. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wird allüberall im Grünen gejoggt, gehüpft, schattengeboxt und gezumbat. Mitleidige Blicke der Vorbeisprintenden streifen die Müßiggänger auf der Parkbank, ein schlechtes Gewissen plagt den, der sich statt für Capoeira für Caipirinha entschieden hat.

1970 hatte das schon angefangen, als der Deutsche Sportbund die Trimm-dich-Bewegung ausrief – mit dem Ziel, die Gesundheit des Volkes zu fördern. Millionen zog es auf Trimm-dich-Pfaden in die Wälder. 1975 wurde für „Trimm Trab“ geworben, „das neue Laufen, ohne zu schnaufen“. Mit der durchaus zwanghaft wirkenden Selbstoptimierungswelle von heute hatte das wenig zu tun. Ein Maskottchen wie „Trimmy“, ein daumenreckendes Männchen von gedrungener, trapezförmiger Statur, würde keine Marketingagentur mehr absegnen.

Auch die Politiker zeigten sich damals resistent. 1980 regierte Helmut Schmidt, ein Kettenraucher, 1986 Helmut Kohl, ein Mann, dessen sportlicher Ehrgeiz sich aufs Hirschestreicheln am Wolfgangsee beschränkte – egal, wie unermüdlich das Staatsoberhaupt Richard von Weizsäcker Jahr für Jahr ums Sportabzeichen kämpfte.

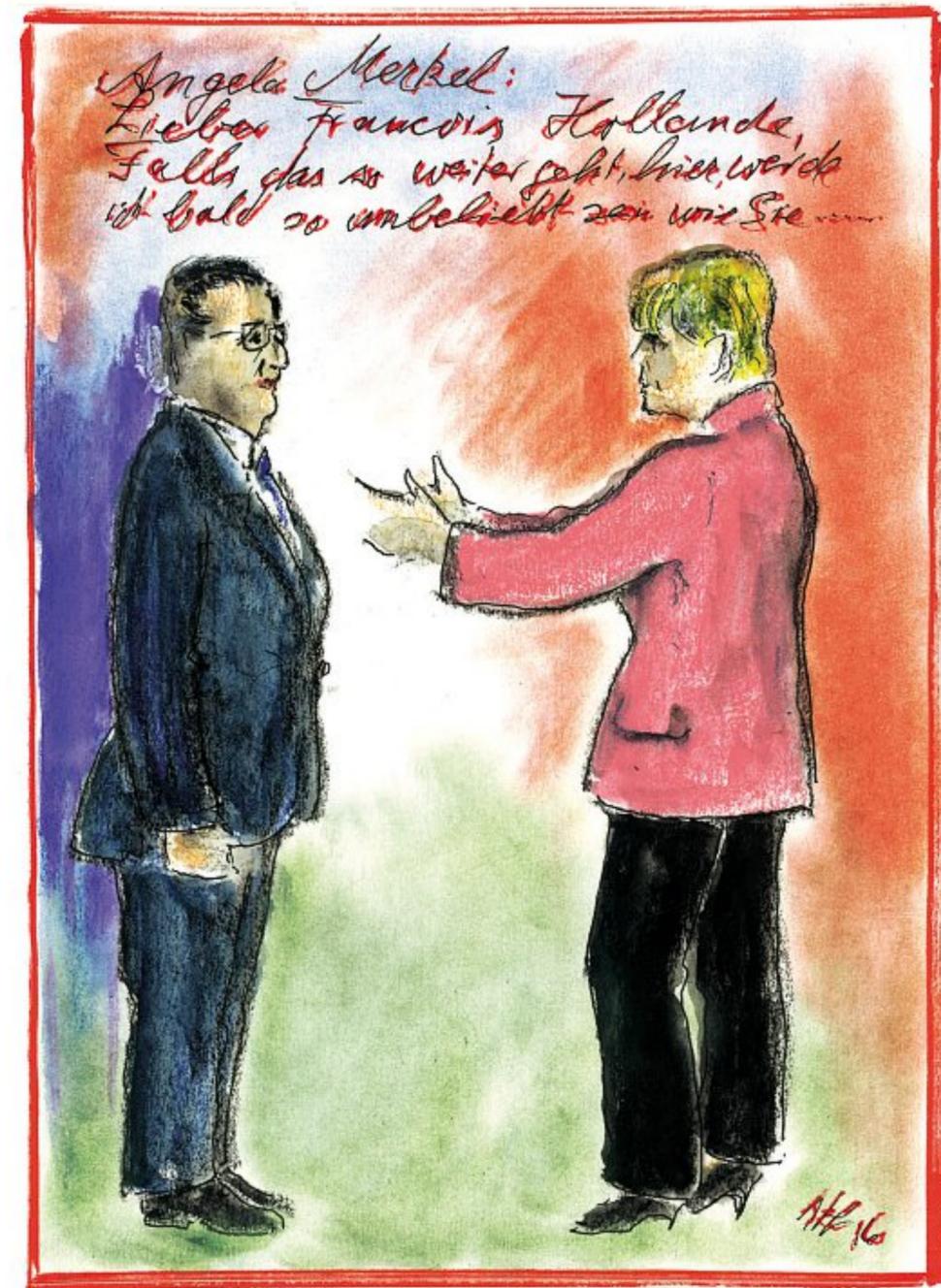
Trimmtraber gibt es nicht mehr. Jogger um so häufiger. Das Finisher-Hemd des New-York-Marathons schlägt als Statussymbol in Managerkreisen längst den Porsche. Gegen das morgendliche Bootcamp im Park sind die zehn, zwölf Bürostunden ein Strandspaziergang. Niemand will heute nur fit sein – alle wollen vor allem fit aussehen. Alle, vielleicht außer Angela Merkel, die sich in guter Regierungscheftradition beim Skilanglauf hinpackt und sich einen Beckenring bricht. Alles schafft nun mal selbst sie nicht.

Vielleicht ist es der Kontrast zur Sportwelt von heute, der uns an Barbara Klemms Bild am stärksten bewegt. Keiner will hier in erster Linie gut aussehen, und die von keinem Logo besetzten Leibchen sind ein Gruß aus einer Zeit, als der Sport seine Unschuld noch nicht verloren hatte. Früher, wir sagten es schon, war alles besser. *Jörg Thomann*



PIQUADRO

ITALY

ENGINEERED
FOR BUSINESS

KARL LAGERFELD SIEHT ZWEI POLITIKER IM EINKLANG

Sie sind wie ein Powerpaar, dessen Glanz langsam abblättert. François Hollande und Angela Merkel sind vereint in dem Schicksal, ihre großen Zeiten hinter sich zu haben. Das muss man sich ja nicht gleich gegenseitig an den Kopf werfen. Aber der strammstehende Hollande auf Karl Lagerfelds Zeichnung (oder zieht er nur den Bauch ein?) scheint zu ahnen, was nun kommt. Und richtig: Anders als im wirklichen Leben, in dem die Bundeskanzlerin oft so zahm daherkommt, legt ihr der politisch höchst interessierte deutsch-französische Modeschöpfer einen Satz in den Mund, der ihre Verzweiflung ausdrückt und zugleich eine Beleidigung ausstößt. Es scheint

fast, als hätte der arme französische Präsident eine Krankheit, von der die Kanzlerin nur nicht befallen werden möchte. Und mit dem wachsenden Zuspruch für Populisten und zehrender Kritik aus den eigenen Reihen haben die beiden ja auch ähnliche Schwierigkeiten. „Mit den Migranten wollte sie ihr Image humanitär vergolden“, sagt Lagerfeld. „Dabei hatte sie vergessen, dass sie Kanzlerin von Deutschland ist und nicht eine Art Einwanderungsministerin. Das war gefährlich.“ Und wie interpretiert man Hollandes Reaktion auf die Anwürfe? Positiv! „Er ist selig, dass es bei ihr auch nicht mehr so klappert.“ Touché! (kai.)



STUART WEITZMAN

PRÊT-À-PARLER



JA, JA, SO BLAU, BLAU, BLAU BLÜHT DER GANZE MANN

Ob in der Ersten Klasse der Deutschen Bahn oder in der Business Lounge der Lufthansa: überall Männer. Frauen? Vielleicht mal eine, vielleicht mal zwei, oder eben gar keine. Frauen mögen Männer in Ergebnissen von Abiturklausuren, Bachelor-Abschlüssen oder Staatsexamina längst abgehängt haben. Wenn es darum geht, ungeachtet des miserablen Notendurchschnitts und der zweitklassigen Universität noch schnell rechts zu überholen, sind Männer Spitzenklasse. Im Flieger von Frankfurt nach Kopenhagen sitzt dann auf Platz 1D also mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Mann. Traurig, aber wahr.

Immerhin ist dieser Mann auf Platz 1D zunehmend besser angezogen. Er trägt heute einen besseren Anzug mit ordentlichem Schnitt und aus hochwertigerem Material als noch vor ein paar Jahren. Um viel mehr geht es schließ-

lich nicht. Ein besserer Anzug, vielleicht noch ein Paar Schuhe mit Ledersohlen und ein Hemd, das nicht gerade burgunderfarben ist – und der Erfolgstyp ist ausgestattet. Ein unschlagbar simples Konzept.

Wenn es nur alle so leicht hätten! Da dämmert es nun selbst jenem, der stolz darauf ist, behaupten zu können, nichts für Mode übrig zu haben, dass ein schwarzer Anzug kaum gut im erhabenen Kreise der Entscheider aus der Business-Klasse ankommt. Stattdessen darf es dort wie auf dem Weg zum Kundentermin im Deutsche-Bahn-Ledersitz mit Beinfreiheit nun öfter anthrazit sein. Dunkelblau ist ja eigentlich schon Standard. Weiß jeder, der bei Gordon Gekko studiert hat.

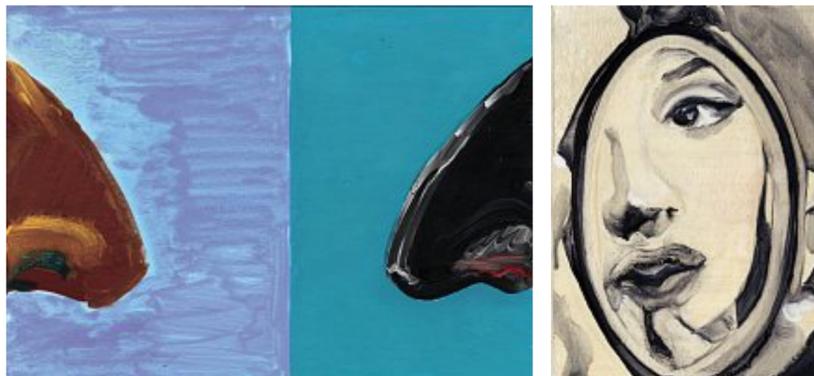
Andererseits: Der echte Kenner kann natürlich zwischen Dunkelblau und Dunkelblau unterscheiden. Dunkelblau,

also Nachtblau, ist gewöhnlich. Dunkelblau, heller als Nachtblau, ist hingegen für Männer mit Blick fürs Detail. Auch die eine Hälfte des Anzugs von Ermenegildo Zegna ist in diesem Ton gehalten (4). Er schmeichelt Männern stets eine Spur mehr und lässt sie noch smarter daherkommen, als sie es natürlich ohnehin schon sind. Das entscheidende Bisschen mehr Blau wirkt deshalb so angenehm, weil die meisten Marken wissen, wie sie es mit dunklen Karo-Linien konterkarieren müssen.

So auch schön zu sehen an den Modellen von Brunello Cucinelli (1) (dickere Linien) und Eduard Dressler (2) (feinere Linien). Bei dem Anzug von Boss aus der Serie Full Canvas (3) fehlen sie, also wirkt er gleich noch ein bisschen blauer, entschlossener, mutiger. Kein Wunder, dass man damit auf Platz 1D im Leben landet. (jwi.)

STUDIERN GEHT IN LONDON ÜBER FRIEREN

Die Frage, was Daunenjacken und Kunst gemeinsam haben, ist so berechtigt, wie man sie bei jeder dieser branchenübergreifenden Kooperationen stellen kann. Moncler hat sich zur Londoner Frieze-Messe aber mal was Witziges einfallen lassen: Für die Initiative „Freeze for Frieze“ haben Künstler Postkarten entworfen. Für 60 Pfund ab heute auch online zu kaufen. Die Erlöse gehen an das Royal College of Art. Und wer friert, braucht vielleicht auch eine neue Daunenjacke.



FOTOS FRANK ROTH, HERSTELLER ©



HERMÈS, DIE WEITE DER NATUR

HERMÈS
PARIS

KINDERKRAM

Dein Cousin ist echt ein Schatz, hatte unsere Freundin, die Buchhändlerin, gesagt, als ich sie zu dem koreanischen Imbiss abgeholt hatte, um mit ihr den Termin für den nächsten Spieleabend zu besprechen. Er hat in meinem Laden vorgelesen, hatte die Buchhändlerin gesagt, für Kinder! Die haben ihre Lieblingsbücher mitgebracht, und er hat dann stundenlang dagesessen, die Kleinen um ihn herum. Die meisten haben sich „Gregs Tagebuch“ gewünscht.

Als sie dann mit ihrem Mann Ullrich zu uns kam, war der Himmel grau, und die Blätter fegten über die Straße. Ullrich war nicht besonders gut gelaunt, und als er meinen Cousin sah, wurde er noch misstrauischer.

Bevor du fragst, sagte mein nordhessischer Cousin zu Ullrich und trat zur Seite, damit die beiden in unsere Wohnung gehen konnten, ich wohne nicht mehr lange hier, ich bin bei drei WGs in der Endauswahl, bei einer wird es schon klappen.

Schau mal, sagte die Buchhändlerin und hielt unserem Sohn ein rotes Kästchen unter die Nase: „Gregs Tagebuch, von Idioten umzingelt“ – kennst du das?

Wer ist da umzingelt, fragte Ullrich. Das Tagebuch? Von Idioten? Das erklärt einiges.

Ullrich, sagte die Buchhändlerin.

Als Buch schon, sagte unser Sohn, aber nicht als Spiel.

Die Buchhändlerin erklärte, dass es ein Kartenspiel sei und dass der beliebteste Spieler gewinnt. Dafür musste sich jeder von uns eine Figur aus „Gregs Tagebuch“ aussuchen. Unser Sohn wollte Greg sein, meine Frau nahm sich die Karte, auf der Rupert abgebildet war, Gregs bester Freund, den Greg aber immer ausnutzt. Die Buchhändlerin war die schöne Holly Hills, die Greg sich nie anzusprechen traute, und Ullrich schaute unschlüssig auf die Karten, die jetzt noch übrig waren. Na toll, sagte er, entweder bin ich dieser entsetzliche Finley oder ein Mädchen.

Was ist so schlimm an Finley, fragte meine Frau.

Das ist Gregs Nachbar, sagte unser Sohn, und immer wenn Greg vorbei kommt, wettet Finley mit ihm, dass sein Mund groß genug für Gregs ganzen Fuß ist.

Okay, sagte Ullrich, dann bin ich also diese Patty.

Ich nahm mir die Finley-Karte, und wir legten alle ans Ende einer Reihe von grauen Karten, auf denen andere Figuren aufgedruckt waren.

Das ist jetzt die Beliebtheitskala, sagte die Buchhändlerin. Wir sind alle ganz unten und wollen nach oben, und wer das als erster geschafft hat, gewinnt.

Und wie wird man beliebt, fragte mein Cousin.

Wenn du das nicht weißt, wird das aber schwer mit dem WG-Platz, sagte Ullrich.

Lass ihn, sagte die Buchhändlerin zu meinem Cousin. Wir nehmen Karten aus diesem Stapel, die erinnern an Ereignisse aus „Gregs Tagebuch“. Manche bringen Punktabzug, und man fällt in der Skala je einen Platz zurück. Andere bringen dagegen Anerkennung.

Tolles Spiel, sagte Ullrich, ich schlaf jetzt schon.

Und dann gibt es da noch die Stinkekäsekarte, sagte die



Buchhändlerin. Wer die zieht, fällt zurück und muss alle Verschiebe-Aktionen ausführen. Aber wenn jemand anderes die Karten anfasst, kriegt der den Stinkekäse.

Ullrich hatte Glück und stieg schnell auf, aber weil er seine Karte selbst verschob, kassierte er den Stinkekäse und stürzte ab. Beim dritten Mal war er ganz unten auf der Skala. Meine Frau gewann.

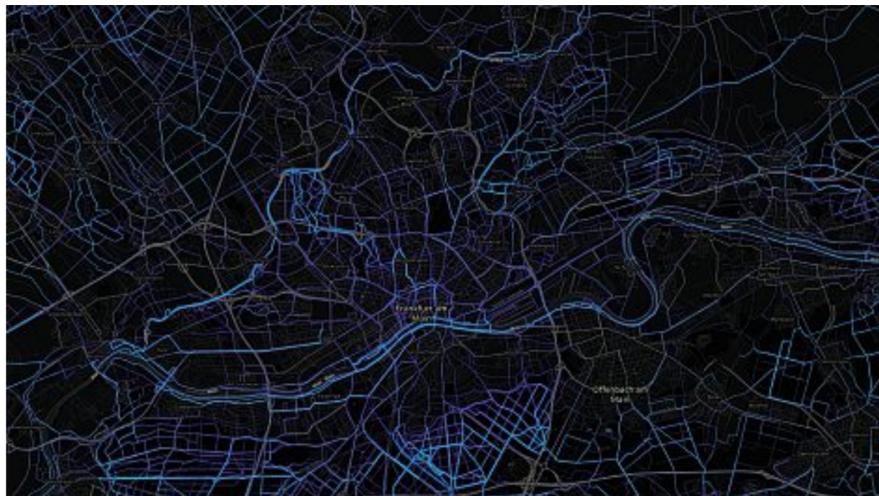
Ullrich ist ja unbeliebter als Finley, sagte unser Sohn.

Gut, dass es nicht um WG-Zimmer geht, sagte mein Cousin.

Du hast ja immer noch den Stinkekäse, Ullrich, sagte die Buchhändlerin.

Und ich brachte unseren Sohn ins Bett.

Tilman Spreckelsen



Heiße Spur: Die Heatmap von Frankfurt zeigt, wo die meisten Läufer unterwegs waren – an Main und Nidda sowie im Stadtwald.

IM LAUFENDEN JAHR

Alles läufi – zumindest in diesen Wochen. Morgen fällt der Startschuss für den München-Marathon, drei Wochen später nehmen in Frankfurt Tausende gut 42 Kilometer Anlauf, um den roten Teppich beim Zieleinlauf in der Festhalle zu erreichen. Warum einer läufi, muss jeder selbst wissen, alles andere hat das soziale Netzwerk Strava nun in seiner Auswertung des Laufjahrs 2015 erfasst: wer wo wann wie schnell wie lange gelaufen ist. Auf Strava veröffentlichen Sportler, vom Laufanfänger bis zum Tour-de-France-Teilnehmer, ihre Trainings- und Wettkampfleistungen, um anhand der Daten ihre Aktivitäten zu vergleichen und so neue Anreize zu gewinnen. 2015 wurden dabei gut 52 Millionen Läufe hochgeladen. Wir haben einige Erkenntnisse daraus zusammengestellt.

- Der aktivste Tag 2015 auf der Welt war Sonntag, der 13. September: mit 275.648 gelaufenen Marathons und 434.262 Millionen gelaufenen Kilometern.
- In Deutschland, Österreich und der Schweiz liefen Männer durchschnittlich 9,7 Kilometer weit, Frauen 7,9 Kilometer.

Männer liefen durchschnittlich 57 Minuten lang, Frauen 54 Minuten. Die Männer erreichten einen Schnitt von 5:34 Minuten pro Kilometer, die Frauen von 6:30.

- Regionale Spitzenreiter in Deutschland, Österreich und der Schweiz waren in puncto Durchschnittstempo der Läufer Basel (5:26 Min./Kilometer) vor Berlin (5:33) und Genf (5:33). Bei der durchschnittlichen Streckenlänge lag der Schweizer Kanton Uri (10,99 Kilometer) vor Graubünden (10,95) und dem österreichischen Bundesland Kärnten (10,52).

- In den zwölf Wochen vor den City-Marathons in Berlin, München, Frankfurt, Köln und Hamburg trainierten die 3426 erfassten Läufer durchschnittlich sechs Stunden in der Woche und legten dabei im Schnitt 47 Kilometer zurück. Ihr Durchschnittstempo in dieser Zeit lag bei 6:14 Min./Kilometer.

- Die intensivste Trainingszeit waren die Wochen zwei und drei vor dem Marathon. In dieser Zeit bewältigten die Läufer ihre längsten Trainingsstrecken. (mlc.)

PRÊT-À-PARLER

EINE KLATSCH FÜR DIE SPRACHE

Er hatte sich aus dem Fenster gelehnt, zu weit aus dem Fenster gelehnt. Es war fünf vor zwölf. Oder war es fünf nach zwölf? Der Wind blies ihm jedenfalls kräftig ins Gesicht. Zahnneknirschend hatte er eben noch von zu großen Fußstapfen geträumt. Vielleicht stammten die von heiligen Kühen, die geschlachtet würden. Er war ihnen jedenfalls auf den Fersen und trat aufs Gaspedal. Aber dann verwechselte er Gas und Bremse. So ein Traum war nicht hilfreich, aber leider alternativlos. Er raubte ihm sogar den Schlaf. Zumal ihm schwante, dass nach dem Traum vor dem Traum ist und Berlin nicht Hamburg. Schließlich der Weckruf – wie ein Licht am Ende des Tunnels.

Und dann hatte er seine Hausaufgaben gemacht und sich aus dem Fenster gelehnt. Ausgerechnet die Frau über ihm warf da das Handtuch. Fast wäre es eine Klatsche für ihn gewesen. Aber das Handtuch flog an ihm vorbei. Es wurde ja öfter auf diese Weise etwas von oben nach unten durchgereicht von denen da oben & Co. Das hatte schon immer Zoff gegeben. Früher passte kein Blatt Papier zwischen sie und ihn. Dann aber hatte sie das Tisch Tuch zerschnitten, und zwar das vom grünen Tisch. Vor Schreck war er ins Stolpern gekommen und abgestürzt – eine krachende Niederlage.

Einst hatte es mit ihnen begonnen, als sie in der Badeanstalt, da sie sich freischwimmen wollte, die Orientierung verlor, nachdem sie die rote Linie überschritten hatte. Er hatte sie dann nach Hause zurückgerudert. Er verstand es, Kurs zu halten. Als sie wieder Boden unter den Füßen spürten, war sie ihm auf die Füße getreten. Das hatte einige Schnittmengen hinterlassen, zumal sie sogleich den Finger in die Wunde legte. Und nun hatte sie das Handtuch

geworfen. Einfach so, im Zimmer mit dem Rücken zur Wand stehend, wie es so ihre Art war. Vielleicht hatte es ihr auch gerade unter den Nägeln gebrannt, wer weiß. Er aber hatte sich gerade aus dem Fenster gelehnt. Er fragte sich, ob er künftig eine weiße Fahne hissen sollte, damit so etwas nicht wieder passierte. Oder für den Fall, dass sie außer dem Handtuch womöglich ihren Hut werfen würde, könnte er einen Ring in die Fahne schneiden, in den sie den Hut werfen müsste. Aber was wäre der Preis? Zumindest hätte er ein Signal ausgesendet, dass nicht aller Tage Abend ist.

Auf einmal stellte er sich vor, es wäre ein anderer Gegenstand als ein Handtuch oder ein Hut gewesen. Ein Gegenstand, der ihn den Kopf hätte kosten können. Wollte sie seinen Kopf? Vielleicht dachte sie an einen Blumentopf. Aber sie gewinnt ja nie einen Blumentopf. Dennoch stellte er sich jetzt vor, wie Kopf und Blumentopf nach unten sausten. Wer käme zuerst an? Der Kopf würde unten bestimmt noch rollen. Der Blumentopf wäre in Scherben. Der Kellner unten aus dem Restaurant würde sie schon wegfehen. Oder der Koch. Aber wer war der Koch und wer der Kellner? Egal. Er dachte darüber nach, seine Fahne – nein, es war ja nur ein Fähnlein, abgesägt das Ende der Fahnenstange – in den Wind zu halten, auf das er mit Herzblut schreiben würde: Ich liebe dich. Aber wie würde sie auf solche Avancen reagieren? Bestimmt würde sie sagen, es werde keine Liebesheirat. Dabei hatte er noch nicht einmal von Heirat gesprochen. Ihn interessierte im Moment nur, wer sich mit wem ins Bett legt. Und dass er sich zu weit aus dem Fenster gelehnt hatte. Frank Pergande



HERMÈS, DIE WEITE DER NATUR



TIFFANY T COLLECTION



SOME STYLE IS LEGENDARY

TIFFANY & Co.

NEW YORK SINCE 1837

BERLIN DÜSSELDORF FRANKFURT AM MAIN GENÈVE HAMBURG MÜNCHEN STUTTGART WIEN ZÜRICH | TIFFANY.COM

ER BRINGT LAGERFELD AUCH ÜBERS NETZ IN JEDEN WINKEL

Und dann gibt es immer wieder Zufälle, die das schöne Geschäft von heute mit der schönen Geschichte von einst verbinden. Als die Marke Karl Lagerfeld ihren Laden für Männermode in Hamburg eröffnete, in Lagerfelds Geburtsstadt also, konnte der Modemacher bei der Eröffnung nicht dabei sein. Pier Paolo Righi, der Geschäftsführer der Marke, zeigte ihm die Bilder von der Kaisergalerie – und musste nichts näher erläutern. Lagerfeld erkannte die Passage sofort an den schönen Ornamenten und erinnerte sich daran, wie er als Kind oft an der Galerie vorbeilief, in der damals auch das Ohnsorg-Theater zu Hause war.

Es könnte noch öfter zu solchen Begegnungen mit der Vergangenheit kommen. Denn Pier Paolo Righi ist in geschäftlichen Dingen nicht weniger ambitioniert als Lagerfeld in Sachen Mode. In den nächsten Jahren wird er noch viele Geschäfte eröffnen. Manchmal sind es freilich nur Pop-up-Stores, wie in Frankfurt, wo es bis zum Ende des Jahres einen vorübergehenden Laden an der Goethestraße gibt. „So ein Pop-up-Store hat viele Vorteile“, sagt Righi. „Man kann Ideen ausprobieren, mit Künstlern zusammenarbeiten, Zeichnungen von Lagerfeld ausstellen.“ So schaut er nun, ob auch Frankfurt ein möglicher Standort wäre, wie es Düsseldorf, Hamburg, München und Berlin schon sind. Die ersten Monate mit dem Laden, der von Taschen über Schuhe bis Mode ein großes Sortiment anbietet, waren vielversprechend. Nach solchen Experimentierflächen schaut der Geschäftsführer nun in vielen Ländern.

Pier Paolo Righi, ein Deutsch-Italiener mit leicht schwäbischem Zungenschlag, der vorher bei Nike als Chef für Deutschland und Zentraleuropa wirkte, hat bisher ein sportliches Tempo vorgelegt. In gerade einmal vier Jahren, in denen die Marke existiert, hat er 54 Geschäfte auf der ganzen Welt eröffnet – 25 davon betreibt die Marke selbst, 29 werden mit Franchise-Partnern bewirtschaftet. Zu den Geschäftseröffnungen kommt Lagerfeld selten persönlich. Denn erstens hat er schon in Paris für Chanel und in Rom für Fendi viel Arbeit. Und zweitens ist er gar nicht selbst an der „Kingdom Holding 1 B.V.“ beteiligt, der Amsterdamer Muttergesellschaft, die 100 Prozent an der Karl Lagerfeld Group B.V. hält.

Stattdessen stehen hinter „Karl Lagerfeld“ der ehemalige Hilfiger-CEO Fred Gehring, mehrere Manager (auch Righi selbst), die Hongkonger Familie Chou, neuerdings mit 19 Prozent die New Yorker G-III Apparel Group, Apax Partners in London und nicht zuletzt PVH, Eigentümerin von Calvin Klein und Tommy Hilfiger. So viel Sachverstand und so viel Expansionsdrang – da kann eigentlich nicht viel schiefgehen. Oder? „Es ist ein sehr guter Mix aus Leuten, die helfen können, unsere Vision zu verwirklichen“, sagt Righi diplomatisch. „Und wie Lagerfeld engagiert ist, das ist so, als wäre er Haupteigentümer.“

Die Anteilseigner kennen das Kundenpotential. „Eine sehr große Konsumentengruppe spricht auf Karl Lagerfeld an“, sagt Righi. „Männer wie Frauen, die klassische Chanel-Kundin und das 20 Jahre alte Social-Media-Mädchen.“ Jeder Standort wird auf die Konsumenten zugeschnitten. Aber in vielen Weltgegenden muss man Kompromisse schließen. „Zum Beispiel haben wir acht Geschäfte im Mittleren Osten aufgemacht. Das können wir nicht ohne Partner, also haben wir uns mit der Chalhoub-Gruppe zusammengetan, die den Handel dort am besten kennt.“ Die Herrenmodeläden in Russland werden ebenfalls von einem Franchise-Partner betrieben. Bei den acht Läden in China hilft der erfahrene Joint-Venture-Partner Silas Chou, der als Anteilseigner besonders motiviert sein dürfte.

In diesen Wochen beginnt die Launch-Kampagne in Amerika. Auch da hilft ein Anteilseigner, die G-III Apparel Group, die auch Lizenznehmer von Calvin Klein ist. Mit ihr hat die Karl Lagerfeld Group B.V. vereinbart, den nord-amerikanischen Markt anzugehen. Zunächst heißt das: Department Stores wie Bloomingdale's, Lord & Taylor und Saks Fifth Avenue. Dann sollen eigene Läden an der Westküste und in New York eröffnet werden.

Vom ersten Tag an hat sich die Marke sehr offen gezeigt, von der Vermarktung bis zu den Preisen. Der Launch auf dem Platz vor dem Café Deux Magots in Paris war symbolisch: „Jeder Konsument, der interessiert war, konnte dabei sein.“ Und Hunderte kamen, trotz der Kälte Ende Januar 2012, bis schließlich auch die Polizei des Aufbaus in Saint-Germain-des-Prés kaum noch Herr wurde.



Noch nicht von seinem Job gezeichnet: Pier Paolo Righi, hier vor Karl-Lagerfeld-Zeichnungen im Pop-up-Store an der Frankfurter Goethestraße, trägt die Marke Karl Lagerfeld in die Welt hinaus.

Pier Paolo Righi ist in der glücklichen Lage, nicht über Geschäftszahlen sprechen zu dürfen – und in der noch glücklicheren, kaum verhüllt anzudeuten, dass sich das Geschäft trotz des müden Konsumklimas in vielen Ländern gut entwickelt. Dazu tragen auch schon Uhren und Parfum bei. Seit diesem Jahr gibt es auch Kindermode – schon deshalb, weil Lagerfeld gern sein Patenkind Hudson einkleiden möchte, den Sohn von Model Brad Kroenig. Mit CWF (Children Worldwide Fashion) hat Righi einen Partner gefunden, der sich auskennt, weil er zum Beispiel die Kinderlinie von Burberry aufgebaut hat.

Das in jedem Wortsinn höchste Ziel strebt die Marke im kommenden Jahr an. Dann wird ein Sechssternen-Karl-Lagerfeld-Hotel mit 20 Stockwerken in Macau eröffnet. Der Modeschöpfer hat das Konzept für die architektonische Gestaltung entworfen, und der Entwickler setzt es in die Tat um, ähnlich wie bei Armani in Dubai. Righi will die Erwartungen aber nicht zu hoch schrauben: „Wenn man 24 Stunden in einem Hotel ist, kann man natürlich



Kooperation hilft dem Geschäft: Für Faber-Castell hat Karl Lagerfeld die „Karibox“ entworfen, eine Kollektion von Zeichen- und Malwerkzeugen – und sie gleich auch selbst ausprobiert.

viele Kritikpunkte finden.“ Da steht die Befürchtung im Raum, dass schwerreiche und hypersensible Gäste von sechs Sternen besonders viel erwarten – und am Ende wegen möglicher Enttäuschungen auch das Image der Marke leiden könnte.

Jedenfalls zeigt der ungestüme Entwicklungsfuror, dass man dieses Mal mit dieser Marke alles richtig machen will. Denn so glücklich Lagerfeld bei Chanel und Fendi agiert, so ungewiss war immer der Geschäftserfolg seiner eigenen Marken, zuletzt „Lagerfeld Gallery“. Auch nun sagt Righi sicherheitshalber: „Der Einzelhandel ist schwieriger geworden. Nicht jeder Store kann ein Selbstläufer sein. Die Terroranschläge in Paris und Brüssel hatten einen massiven Einfluss aufs Geschäft, und damit muss man umgehen.“ Eine Art, damit umzugehen: Der Online-Handel wird wichtiger. „Das ist gut für uns, weil wir eine hohe digitale Affinität haben.“ Die eiskalte Launch-Party in Paris fand schon mit dem Partner Net-a-Porter statt. „Wir wollten von Anfang an eine zugängliche, schnelle, flexible Marke sein.“

Ein guter zweistelliger Anteil des Geschäfts wird denn übers Internet abgewickelt. Das ist auch deshalb sinnvoll, weil man Kunden in aller Welt erreicht. „Die meisten Marken muss man langsam aus einem Land heraus entwickeln“, sagt Righi. „Karl Lagerfeld kennt man in São Paulo wie in Seoul, man kennt ihn überall.“ Dieses Riesen-Potential mit allen Mitteln zu heben – das geht am leichtesten übers Netz.

Aber wann wird die Marke überdehnt? Und wo sind die Grenzen des Wachstums? Die Lagerfeld-Mitarbeiter posten ihre Fotos auf Facebook aus entlegenen Ländern, immer öfter, immer hektischer, zu ungesunden Uhrzeiten. „Wir müssen Schritt für Schritt vorgehen“, mahnt der Chef. Immerhin wird er auch bei langsamerem Tempo schneller sein als seine Frau. Denn Iris Epple-Righi führt seit einigen Wochen die angeschlagene Münchner Marke Escada. Im Vergleich dazu hat Pier Paolo Righi einen geradezu lockeren Job. *Alfons Kaiser*

PRÊT-À-PARLER

www.herno.it - ph. +39.0322.77091



© Cattiere Maggiore

HERNO



Die Zweite Task Force Kundus spielt in einem Vorposten Karten: Bundeswehr-Soldaten des Ausbildungs- und Schutzbataillons operieren beim „Partnering“ im Jahr 2010 gemeinsam mit Soldaten der afghanischen Nationalarmee.



Im Januar 2010 in der Besucherzelle des Kabuler Zentralgefängnisses: Ein Besucher (links) verabschiedet sich von einem Häftling.



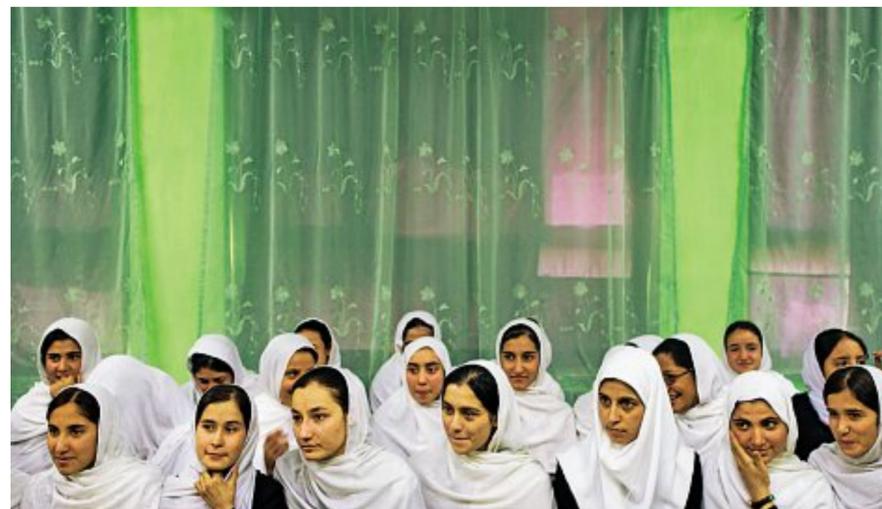
Im September 2013 bereiten deutsche Soldaten ihren Abzug aus Kundus vor: Blick aus einem Wolf-Geländewagen der Bundeswehr auf eine Straße der nordafghanischen Stadt.

ENDLOS IM EINSATZ

„Afghanistan Endlos“ – so heißt eine Ausstellung des Fotografen Daniel Pilar in Hannover. Endlos? 14 Jahre ist es jetzt her, dass die ersten Bundeswehrosoldaten afghanischen Boden betreten. Seitdem hat sich das Land radikal verändert. In den ersten Jahren nach dem Sturz der Taliban überwiegt die Hoffnung auf Frieden, Entwicklung, gar Demokratie. Manch ein Soldat sah sich als Teil einer solchen Mission. Zum Symbol dieser Hoffnung wurden die überall wiedereröffneten Mädchenschulen. Dann kam der Krieg zurück. Ein Krieg, der auch das Verhältnis der Deutschen zum Militär verändert hat. Die Soldaten lernten zu kämpfen. Sie verloren Kameraden. Sie erfuhren Hass und Verzweiflung. Daniel Pilar, freier Fotograf in Hannover und viel für diese Zeit unterwegs, hat den Prozess in neun Reisen nach Afghanistan in den Jahren 2007 bis 2014 mit der Kamera festgehalten. Dabei hat er auch dokumentiert, wie sich die afghanische Gesellschaft grundlegend verändert hat. Wie sie erst moderner und weltoffener wurde und dann misstrauischer und tief gespalten. Ein Ende des deutschen Einsatzes am Hindukusch ist noch nicht abzusehen. *Friederike Böge*

Afghanistan Endlos, bis zum 30. Oktober, Galerie für Fotografie, Seilerstraße 15d, Hannover, Do. bis So. 12 bis 18 Uhr

PRÊT-À-PARLER



FOTOS DANIEL PILAR

Endlich dürfen auch Mädchen wieder in die Schule: Chemieunterricht einer elften Klasse in der Mädchenschule Lycee Maryam im Kabuler Viertel Chairchane im September 2007.



Vor der strategischen Stellung Höhe 431 in Kundus: Soldaten des Zuges Golf 1 der Zweiten Task Force Kundus im Oktober 2010.

PRÊT-À-PARLER



Bei der Arbeit: Jürgen Winkler fotografiert 1986 auf den „Führernadeln“ im österreichischen Kaisergebirge



Jürgen Winkler, In der Condoririgrupe, Bolivien, 1976

BERG MIT BLICK

Bergfotografen müssen geduldig sein. Müssen warten können, bis das Licht stimmt, die eine Wolke am Himmel an der richtigen Stelle ist. Jürgen Winkler kann warten. „Für ihn ist jedes Bild eine Komposition“, sagt Sabine Wimmer, Kuratorin der Ausstellung „Standpunkt. Jürgen Winkler 1951-2016“, die im Alpinen Museum in München zu sehen ist. „Er verbringt dafür auch mal zwei Stunden in unbequemer Position in einer Wand. Und wenn die eine Wolke nicht an der richtigen Stelle ist, gibt es eben auch kein Bild.“ Das Warten hat sich gelohnt, oft jedenfalls.

In seinen Schwarz-Weiß-Aufnahmen spielt Winkler mit Licht und Schatten, Linien und Flächen. Er sucht die harten Kontraste, wie sie im verschneiten Gebirge hervortreten oder in bizarren Gletscherformationen. Als Bergführer gelangte er auch mit schwerer Fotoausrüstung an Orte, die Normalmenschen verschlossen bleiben. 1970 nahm er an der Nanga-Parbat-Expedition teil, bei der Reinhold und Günther Messner über die Rupalwand den Gipfel erreichten. Ein Jahr später leitete Winkler die erste Trekkingtour des Deutschen Alpenvereins in Nepal. Auf seinen Reisen entstanden beeindruckende Porträts der Menschen im Himalaja und in den Anden.

Besonderes Aufsehen erregten Winklers „andere Bilder der Berge“ – die nicht idyllische Berglandschaften preisen, sondern die Spuren der Menschen in den Alpen dokumentieren, die Hinterlassenschaften der zivilisatorischen Eroberung des Gebirges: Liftstützen, Dixiklos, Sendemasten, Parkplätze. Winkler will mit seinen Ansichten der modernen Bergwelt „nicht anprangern“, wie Sabine Wimmer sagt, sondern einen eigenen Blick vermitteln. „Ästhetisch sind die Bilder oft genauso anspruchsvoll wie die Schwarz-Weiß-Aufnahmen.“ Seit 2012 fotografiert Winkler, inzwischen 76 Jahre alt, auch mit Digitalkamera. Heute findet er seine Motive meist nicht mehr im Hochgebirge, sondern im Alpenvorland, an Flüssen, in Wäldern. *Bernd Steinle*

„Standpunkt. Jürgen Winkler 1951-2016“, Alpinen Museum, München, bis zum 5. Februar 2017

PIER PAOLO PASOLINIS BOOT HÄLT WIEDER KURS

„Hinüber zur anderen Seite des Lido, ihr seht dann schon das weiße Segel“, sagte der alte Venezianer. Wir hatten ihn nach der Yacht von Pier Paolo Pasolini gefragt, die nach mehr als 50 Jahren wieder in Venedig liegen soll. Zwei Brücken und einige verschlungene Querstraßen weiter blinkte dann tatsächlich ein weißes Segel durch Platanenbäume. In alter Pracht ankerte sie dort, die „Edipo Re“, das 16 Meter lange Segelschiff. Pasolini hatte es 1956 erworben und zum schwimmenden Salon gemacht. Hier trafen sich italienische Intellektuelle und Künstler wie die Schriftsteller Alberto Moravia und Elsa Morante. Hierher kam die Opernsängerin Maria Callas, um mit Pasolini am Film „Medea“ zu arbeiten. Während der Dreharbeiten wohnte sie sogar auf dem Boot. Und auf den Planken, auf



denen die Callas einst mit Pasolini Wein trank, saßen an diesem Spätsommerabend während der Biennale Familien mit Kindern. Am Ufer nippten Schauspielerinnen an Aperol Spritz und zogen Produzenten ins Gespräch. Sibylle Righetti warf den Projektor an und zeigte auf dem weißen Segel die ersten Szenen eines Dokumentarfilms über die Dreharbeiten zu Pasolinis „Medea“. Ohne ihren Vater wäre das Schiff nie hierher gekommen. Gemeinsam haben sie es gefunden und funktionstüchtig gemacht. Der Vater, Angelo Righetti, ist Arzt im Zentrum Don Orione im venezianischen Ort Chirignago. Nun will er, dass es ein Freizeit- und Sportschiff wird, auf dem behinderte Kinder die Lagune durchkreuzen können. Pasolini hätte die Idee gefallen, ganz sicher. *Maria Wiesner*

FOTOS: JÜRGEN WINKLER (2), MARIA WIESNER

www.brunellocucinelli.com



BRUNELLO CUCINELLI

Wir lieben die mittelalterlichen Handschriften, historische Botschafter von Kunst und Kultur.

„UNSER KUNDE IST KEIN MILLIARDÄRS-PLAYBOY“

Toby Bateman, Sie sind Geschäftsführer von Mr. Porter. Die Mittagszeit ist vorüber, die Herren in ihren Anzügen sind zurück im Büro. Jetzt können Sie es sagen: Was halten Sie von dem Dresscode?

Sie sehen alle ziemlich smart aus, das habe ich heute morgen im Flugzeug auch gedacht. Da waren ein paar junge Männer, vielleicht Anfang 30, die trugen gut geschnittene Anzüge und keine Krawatten.

Junge Männer mit Krawatten sehen schnell so aus, als gäben sie sich besonders viel Mühe.

Die Büro-Uniform hat sich in den vergangenen zehn Jahren stark verändert. Für Männer gibt es heute nicht mehr den einen Dresscode. Schauen Sie mich an, ich arbeite und trage heute auch keinen Anzug, sondern ein gestreiftes Hemd von Loro Piana zum Dries-van-Noten-Jackett und einer Blue-Blue-Japan-Hose. Sehr gemischt. Dass ich Anzug trage, kommt höchstens noch einmal die Woche vor. Selbst in der Finanzbranche muss man heute so ja nicht mehr jeden Tag erscheinen.

Das macht es nicht einfacher. Anzug und Krawatte ist für viele Männer eine sichere Wahl.

Wenn man sich nicht so sehr für Mode interessiert, ist es wirklich kompliziert geworden. Ein Anzug, dazu drei verschiedene Hemden und vier Krawatten, so ist das heute nicht mehr. Deshalb brauchen die Männer Beratung, auch wenn sie bei Mr. Porter einkaufen. Der beratende Teil unserer Arbeit ist nicht zu unterschätzen. Unsere beliebtesten Geschichten gehen etwa so: fünf verschiedene Arten, wie man ein dunkelblaues Jackett trägt. Oder: So binden Sie eine Fliege.

Und was kaufen die Männer dann?

Dinge, die schon zeitgemäß sind und trotzdem lange halten. Männer wollen verstehen, was sie da kaufen. Das können wir als Website viel konsequenter erklären als ein Laden in der Fußgängerzone. Wenn da ein guter Verkäufer steht: super. Aber in neun von zehn Fällen wird wohl eher die Teilzeitkraft arbeiten, die selbst nicht weiß, warum dieses Hemd von Zegna 300 Euro kostet.

Sind Hemden Ihre stärkste Kategorie?

Nein, Schuhe. Seit Tag eins.



Klassisch, mit experimentellem Touch: Toby Bateman sortiert die Mode für seine Kunden vor. Ein Leopardenhemd ist auch mal dabei.

Sneakers?

Traditionell nicht, aber in den vergangenen Jahren sind Sneakers wichtiger geworden. Heute ist das Verhältnis zwischen Turnschuhen und anderen etwa fifty-fifty.

Und was würden Männer niemals online kaufen?

Ich glaube, es gibt nichts, was sie nie kaufen würden. Aber natürlich gibt es Grenzen. Das Geschäft mit Anzügen ist bei uns marginal, das macht ungefähr fünf Prozent aus. Zum Vergleich: Schuhe haben einen Anteil von 20 Prozent.

Also ist es eher von Vorteil für Sie, wenn Männer jetzt seltener Anzüge tragen.

Ja, denn sportlichere Jacketts machen dann doch wieder gut zehn bis 15 Prozent aus. Wenn man schon einen Anzug trägt, dann muss man es auch richtig machen, mit einem richtigen Hemd, einem Einstecktuch und besonderer Krawatte.

Wie viel Geld lassen Männer bei Ihnen im Durchschnitt?

Natürlich sind wir ein Luxusshop, der Brunello Cucinelli, Gucci und Lanvin verkauft. Aber Club Monaco, A.P.C. oder J. Crew bekommt man bei uns eben auch. Gerade bei Basics, weißen Hemden und schwarzen Schuhen, braucht man diese Einsteigerstücke. In den virtuellen Einkaufskörben, die bei uns durch den Checkout gehen, liegt am Ende dann aber doch Ware im Wert von durchschnittlich etwas über 500 Euro.

Gibt es bei Männern eigentlich auch so etwas wie „wine o'clock“, die Zeit, wenn Frauen sich abends ein Glas Wein einschenken und vom Sofa aus shoppen?

Nein, nicht in der Art. Aber die Zeit, in der die Leute Abstand vom Alltag haben, ist schon wichtig. Nicht umsonst ist der Sonntag für uns ein sehr guter Tag. 35 Prozent unserer Verkäufe werden heute übrigens über das Smartphone abgewickelt. Und interessanterweise geht der Verkauf übers Tablet zurück.

Statt das iPad zu nutzen, nehmen viele heute das iPhone?

Ja, die Bildschirme sind ja groß genug. Bei unseren paar tausend besten Kunden liegt der Anteil übrigens bei 60 Prozent.

Wo leben Ihre besten Kunden?

Die sind gleichmäßig über unsere stärksten Märkte verteilt. 35 Prozent des Geschäfts machen wir in den Vereinigten Staaten, 25 Prozent in Großbritannien, sieben Prozent in Hongkong, sechs Prozent in Australien, vier Prozent in Deutschland. Das sind unsere *top five*. Deutschland ist somit nach Großbritannien in Europa der zweitwichtigste Markt. Das überrascht viele, die sagen: Wo bleiben denn jetzt Russland und der Nahe Osten?

Geht es den Menschen dort wirklich so schlecht?

Unsere Kunden sind Geschäftsleute, keine Milliardärs-Playboys, die ihre Zeit damit verbringen, herumzureisen und zu shoppen. Ihnen ist Zeit kostbar, deshalb sind sie vom Offline- zum Onlineshopping übergegangen. Entsprechend sortieren wir aus allen möglichen Produkten, die es gibt, auch schon die aus, die ihnen gefallen werden.

Wie läuft das konkret?

Als wir vor fünf Jahren vor der Eröffnung standen, war ich zum Beispiel bei Ray Ban. Sie zeigten mir Hunderte Modelle, ich suchte sechs aus. Sie konnten es gar nicht fassen, ich müsse doch 20, 30 verschiedene anbieten. Aber darum geht es nicht, es geht um die Wayfarer, die Clubmaster, die Aviator. So nehme ich dem Kunden ungefähr die Hälfte an Arbeit ab.

In der Damenmode geht es schon so weit, dass sich der Look unserer Zeit nach der Online-Darstellung richtet. Was gut auf Fotos aussieht, verkauft sich online auch gut. Also vor allem Bedrucktes, Besticktes, Buntes. Die Herrenmode ist eigentlich klassischer – gute Stoffe und ordentliche Schnitte sind wichtiger. Wie wecken solche Stücke trotzdem online Begehrlichkeit?

So übertrieben wie bei den Damen wird es in der Herrenmode wohl nie. Aber trotzdem achten Designer nun sehr darauf, wie gut die Stücke auf den Fotos aussehen.

Inwiefern?

Sie denken mehr ans Detail. Vielleicht ist das Jackett von außen schlicht, aber dann ist das Futter auffällig. Überhaupt wird Farbe wichtiger. Lachsfarbene Sweatshirts von Acne sind bei uns jetzt zu 100 Prozent ausverkauft. Oder Patchwork-Jacken oder Hemden mit Leopardenmuster von Saint Laurent. Vor einigen Jahren hätte man wohl Mick Jagger heißen müssen, um so eins zu tragen. Jetzt muss ich sagen: Hallo, ich bin Toby, und ich trage auch mal ein Hemd mit Leopardenmuster. Männer gehen heute viel experimenteller mit Mode um.

Hat das auch damit zu tun, dass Männer die Sachen, die sie online bestellen, in der vertrauten Umgebung ihrer eigenen Wohnung ausprobieren? Vor einem Spiegel, dem sie vertrauen, und an einem Kleiderschrank mit Sachen, die sie zu ausgefalleneren Stücken kombinieren können?

Vielleicht. Aber in erster Linie bekommen Männer heute einfach viel mehr von der Herrenmode mit, über soziale Netzwerke zum Beispiel.

Welche Marke läuft bei Ihnen eigentlich am besten?

So etwas haben wir nicht. Bei den Luxuskaufhäusern geht es doch so: Barneys richtet sich an modeinteressierte Kunden, Saks an solche mit klassischerem Stil. Oder Selfridges: sehr modeorientiert, Harrods: klassisch.

Mr. Porter ist doch auch für Modeinteressierte.

Denken Sie?

Ja.

Das sagen einige. Andere sagen, wir seien klassisch. Tom Ford oder Brunello Cucinelli laufen bei uns so gut wie Gucci oder Givenchy. Aber um klassische Stücke geht es trotzdem nicht. Das sehen wir, wenn sich Kunden bei unseren Personal Shoppern melden. Sie fragen nicht nach Basics, sondern wollen überrascht werden.

Vielleicht ist das auch ein Zeichen dafür, dass Männer selbst in solchen Situationen sehr pragmatisch denken: Wenn schon ein Personal Shopper die Sache bearbeitet, dann muss es sich auch lohnen.

Ja, Männer sind wirklich pragmatische Wesen.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.

FOTO: PR



Emidio

MOORER®
VERONA

MADE IN ITALY

VIA DELLA SPIGA 48, MILAN, ITALY

PRÊT-À-PARLER

SCHLICHT UND EINFACH WOHNEN



AUSWUCHS

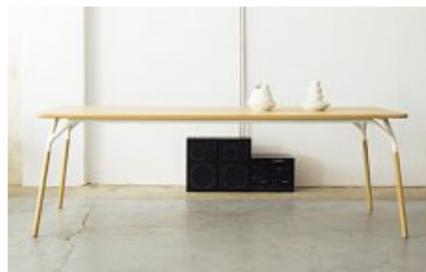


Für einen Kleiderschrank ist „Kin Big“ eigentlich zu klein und für eine Kommode zu groß. Doch in solchen Kategorien denkt Mathias Hahn nicht. Warum auch sollte ein Kleiderschrank nur ein Kleiderschrank sein? „Unser Wohnumfeld verändert sich doch permanent“, meint Hahn. „Erst wohnen wir bei den Eltern, dann in einer Studenten-WG, später in einem Einfamilienhaus.“ Dafür hat der Designer Möbel entworfen, die sich anpassen können und nie fehl am Platz zu sein scheinen. „Kin Big“ zum Beispiel (auf dem Bild oben der zweite von links) ist nicht nur ein Kleiderschrank, der als Zweitürer im Kinderzimmer oder – auf einem Korpus mit zwei Schubladen – im Elternschlafzimmer stehen kann, sondern auch ein Sideboard im Esszimmer oder eine Garderobe im Flur. Die „Kin“-Familie (für Zeitraum) soll gerade so viel Stauraum bieten wie nötig. Sie wächst mit, lässt sich aneinander reihen und übereinander stapeln, kann aber auch wieder verkleinert werden. Hahn, Jahrgang 1977, hat Industriedesign an der Universität Duisburg-Essen studiert, die heute wieder Teil der Folkwang Hochschule ist. Mit seinem Diplom in der Tasche ging er vor zwölf Jahren nach London und hängte noch einen MA in „Design Products“ bei Ron Arad am Royal College of Arts an. Danach blieb er in London, wo er seit zehn Jahren sein eigenes Studio führt. Eine seiner letzten Arbeiten, die Leuchte „Thaia“ (für Marset), wurde im Mai im Museum of Modern Art in New York mit dem „NYCxDesign Award“ ausgezeichnet. „Thaia“, benannt nach der Mutter des Sonnengottes Helios, der Mondgöttin Selene und der Göttin der Morgenröte, Eos, spielt mit Licht und Schatten. Zwei Halbkugeln, horizontal und vertikal angeordnet, überschneiden sich. Durch einen Dreh lassen sich Lichteffekte wie bei einer Mond- oder Sonnenfinsternis erzielen. So passt sich auch diese Leuchte fast allen gewünschten Lichtbedürfnissen an.

PRÊT-À-PARLER

AUSDRUCK

Ein Gemälde von Diego Velázquez im Kunsthistorischen Museum in Wien war die Inspirationsquelle. „Die weißen Kragen auf den Bildern schauten total verrückt aus“, sagt Clemens Auer. Zugleich wirkten die stattlichen Halskrausen so stabil, dass der Designer Lust bekam, sie nachzubauen, um auf ihnen etwas abzustellen. Die Idee des „Coffee Tables“ war geboren. Doch der Faltenwurf, wenn er nicht aus Stoff ist, ließ sich aus Holz, Metall oder Glas und mit herkömmlichen Werkzeugen nicht herstellen. „So bin ich relativ schnell beim 3-D-Druck gelandet“, erzählt der Österreicher, der an der FH Joanneum in Graz Industrial Design studiert hat. Auer, Jahrgang 1982, experimentierte lange, bevor er einen ersten Prototypen vorstellen konnte. Das Material seiner Wahl ist Polymethylmethacrylat (PMMA), ein synthetischer, eigentlich transparenter, thermoplastischer Kunststoff. Das Pulver allerdings verliert beim Aushärten seine Durchsichtigkeit, es wird milchig weiß und damit den Velázquez-Kragen nur noch ähnlicher. Auer stülpt seine Krause über ein Gestell aus dunklem Metallblech, was den Kontrast noch verstärkt. Ganz glücklich ist er mit der Umsetzung seiner Idee noch nicht, allerdings steht das Drucken von Möbeln auch noch am Anfang. „PMMA ist das beste Material, das ich finden konnte“, sagt Auer. Das ausgehärtete Pulver aber ist nicht widerstandsfähig genug. Und uneben ist der Tisch noch dazu. Da fällt schnell mal ein Becher um, und die Kaffeeflecken lassen sich nicht einfach wegwischen. Noch nicht.



AUSTAUSCH

Er sollte keine Ecken haben, zumindest nicht die üblichen, an denen die Beine angeschraubt sind. So entwarf Jonathan Radetz einen Tisch, der unter seiner Platte einen stabilen Rahmen aus Metall hat, der dem Ganzen auch seinen Namen gibt: „Frame“. Für seine Funktionalität und sein Design wurde der Entwurf Ende August auf der Konsumgütermesse Tendance in Frankfurt als „Trendprodukt des Jahres“ ausgezeichnet. „Ich wollte den Tisch auf das Wesentliche reduzieren“, sagt Radetz. Die massive Tischplatte, auf dem Bild oben besteht sie aus Europäischer Eiche, scheint auf dem Gestell aus Stahl zu schweben. „Das verleiht ‚Frame‘ seine spielerische Leichtigkeit.“ Der Tisch, und das macht ihn so funktional, lässt sich ganz einfach zerlegen und flach verpacken: Die Beine wie auch der Metallrahmen sind zusammengesteckt und werden mit Schrauben zusammengehalten. Mit Holz kennt sich der gelernte Tischlermeister, der seit 2013 ein Studio in Frankfurt hat, aus. Radetz, Jahrgang 1985, hat in Garmisch-Partenkirchen Raum- und Objekt design studiert. Er schätzt alte Handwerkstraditionen. Im Sommer stellte er eine ungewöhnliche Glasschalen-Kollektion vor. „Moon“ wird in einer hölzernen Form mundgeblasen. Die Form umschließt dabei nur den unteren Teil der größer werdenden Blase, der obere Teil wird von Hand in Form gebracht. Der runde Hohlkörper wird in zwei Hälften geschnitten. Meistens wird nur der untere Teil verwendet, der Rest wird wieder eingeschmolzen. Radetz aber nutzt auch das obere Halbrund – mit dem Loch, durch das geblasen wurde, sowie die hölzerne Form. So entstehen in einem Arbeitsgang gleich drei Schalen. *Peter-Philipp Schmitt*

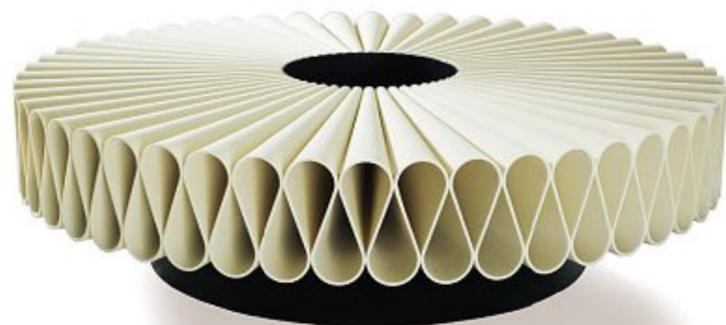


FOTOS: VIKTORIACH/LEONHARD/HILZSAUER, TANJA EVERS, ZEITRAUM, CLEMENS AUER, JONO CONCEPTS

WWW.MARC-O-POLO.COM

Marc O'Polo

SHOES



FOLLOW YOUR NATURE
MADS MIKKELSEN

AUSLESE VERGNÜGEN

Lauter „Schönste deutsche Bücher“! Den Wettbewerb, den die Buchmesse nun feiert, gibt es seit 50 Jahren.

Von *Andreas Platthaus*



1966 Rekordhalter als ausgezeichnetster Verlag ist die Büchergilde Gutenberg – hier mit Mark Twain.



1970 Das Buch selbst ist alles andere als nackt: Gabriel Laubs „Enthüllung des nackten Kaisers“ (Hanser).



1967 Beliebte, und das schon seit fünfzig Jahren: „Frederick“ von Leo Lionni (Middelhaue).



1973 Kenneth Grahames Geniestreich, bebildert von Heinz Edelmann: „Der Wind in den Weiden“ (Middelhaue).



1971 Für Kinder ist das Beste gerade gut genug: Das Lesebuch „Das große Lalula“ (Ellermann).



1968 Sieht schlicht aus, und gerade das ist gut: „Deutsches Lesebuch“ (Diesterweg).



1974 Herausgegeben von Dieter Kürten: „Fußballweltmeisterschaft 1974“ (Büchergilde Gutenberg).



1972 Diese Auszeichnung blieb im eigenen Haus: „Programm zur Frankfurter Buchmesse“.



1969 Formidable Feierstunde fürs französische Liedgut: „Vive la chanson“ (Bertelsmann).



1975 Kleine schicke Form für das Taschenbuch: „Die großen Detektive“ (Insel).



1976 Siegfried Unseld persönlich feierte die eigenen Verlagsgestalter in „Der Marienbader Korb“ (Suhrkamp).



1977 So sahen damals „Grundlagen der Datenverarbeitung“ aus (Walter de Gruyter).



1979 Gedichte in angemessen großspüriger Typographie: Charles Bukowskis „Western Avenue“ (Zweitausendeins).



1978 Taschenbuchqualität in Serie: Das „rororo Filmlexikon“ (Rowohlt).



1980 Klassiker in klassischster Aufmachung: Hölderlins „Hyperion“ in der Insel-Ausgabe.



1983 Ein Schauspiel, auch buchästhetisch: „Der Park“ von Botho Strauß (Hanser).



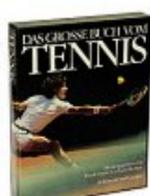
1985 Hinter Andreas Thalmayer steckt Hans Magnus Enzensberger: „Das Wasserzeichen der Poesie“ (Greno).



1981 Lizenz zum Schönermachen: Isaac Baschevis Singers „Geschichten aus New York“ (Büchergilde Gutenberg).



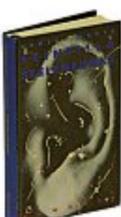
1986 Gedichte mit dem gewissen Etwas: Gerald Zschorsch „Stadthunde“ (Klett-Cotta).



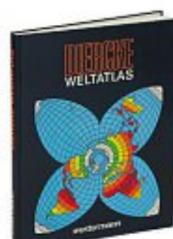
1982 Noch vor Boris Becker: „Das große Buch vom Tennis“ (Hoffmann und Campe).



1984 Gebrauchswert mit Gestaltungswert: Der „Große Naturführer Vögel“ (Gräfe und Unzer).



1987 Schwarzer Lichtblick: Hubert Manias Roman „Scintilla Seelenfunke“ (Rowohlt).



1988 Mehrgenerationen-Schulschrecken, aber zeitlos elegant: Der „Diercke Weltatlas“ (Westermann).



1990 Einschusslöcher inklusive: der Katalog „Andy Warhol, Cinema“ (Editions Carré).



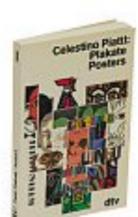
1993 Achte Auflage und immer schöner: das Handbuch „Die Innere Medizin“ (Schattauer).



1991 Echt gut ausgestattet: „Die echte italienische Küche“ (Gräfe und Unzer).



1994 Ein tschechisches Formenspielbuch von Kweta Pacovská: „Rund und eckig“ (Ravensburger).



1992 Celestino Piatti als Gestalter der eigenen Werkschau: „Plakate, Posters“ (dtv).

Was ist schön? Über diese Frage streitet sich die Philosophie seit Platon, und die Menschheit vermutlich schon viel länger, nur dass wir das nicht nachlesen können. Es wäre auch schwierig mit der Dokumentation, denn so viele Menschen es gibt, so viele zumindest in Nuancen unterschiedliche Vorstellungen von Schönheit werden existieren. Und über Geschmack – so wissen wir seit der Scholastik, die das allerdings noch negativ meinte – kann man nicht streiten.

Deshalb ist ein Wettbewerb wie der um die „Schönsten deutschen Bücher“ anachronistisch und reizvoll zugleich. Der Anspruch grenzt an Hybris, doch das Ergebnis ist Herausforderung: an die Leser, das Urteil zu überprüfen, und an die Verlage und

Buchgestalter, das eigene Tun zu überdenken. So zumindest erhofft es die Stiftung Buchkunst, die seit genau einem halben Jahrhundert diesen Wettbewerb veranstaltet. Auf diesen beiden Seiten und der folgenden kann man aus jedem Jahr einen der als „Schönste deutsche Bücher“ prämierten Titel sehen.

Die Konkurrenz selbst entstand 1966 aus Konkurrenz. Denn in Leipzig hatte die DDR drei Jahre zuvor den Wettbewerb „Schönste Bücher aus aller Welt“ ins Leben gerufen – ein Dorn im Auge des nach dem Krieg nach Frankfurt umgezogenen Börsenvereins des Deutschen Buchhandels und der neugegründeten Deutschen Bibliothek, die in Westdeutschland die Aufgaben der Leipziger Deutschen Bücherei übernommen hatte. Der Wettbewerb in der DDR war international ausgeschrieben, also machte man in Frankfurt aus der

Not des Nachzüglers eine Tugend und rief einen nationalen ins Leben.

Seit 1966 werden deshalb jährlich die „Schönsten deutschen Bücher“ ausgewählt und prämiert. So wurden „Die schönsten deutschen Bücher“ 1970 in „Die fünfzig Bücher“ umbenannt, weil man im Zeichen der nun beginnenden neuen Ostpolitik nicht mehr allein fürs Deutsche stehen und auch die Debatte um den subjektiven Begriff der „Schönheit“ vermeiden wollte. Der Rechtsfertigungsdruck für die Auswahl war so groß, dass die Stiftung 1974 in ihrer jährlichen Publikation mit den Preisgebern auch den Bewertungsbogen der Jury mitabdruckte, um Kriterien transparent zu machen: buchbinde- und drucktechnische Qualität, Satzqualität, typographische und graphische Gestaltung, und all das noch in

Mit dem Titel des Wettbewerbs aber fühlte sich die eigens dafür von Börsenverein und Deutscher Bibliothek gegründete Stiftung Buchkunst bald schon nicht mehr wohl. So wurden „Die schönsten deutschen Bücher“ 1970 in „Die fünfzig Bücher“ umbenannt, weil man im Zeichen der nun beginnenden neuen Ostpolitik nicht mehr allein fürs Deutsche stehen und auch die Debatte um den subjektiven Begriff der „Schönheit“ vermeiden wollte. Der Rechtsfertigungsdruck für die Auswahl war so groß, dass die Stiftung 1974 in ihrer jährlichen Publikation mit den Preisgebern auch den Bewertungsbogen der Jury mitabdruckte, um Kriterien transparent zu machen: buchbinde- und drucktechnische Qualität, Satzqualität, typographische und graphische Gestaltung, und all das noch in

FOTOS: UNTERBILDER

zahlreiche Unterkategorien aufgeschlüsselt. Diese Aspekte zählen bis heute, der Inhalt spielt bei den „Schönsten Büchern“ keine Rolle.

Als „Schönste Bücher“ firmieren sie wieder seit 1980, dann mit dem Zusatz „der Bundesrepublik Deutschland“, denn der politische Alleinvertragsanspruch war dahin, also musste die Ästhetik nachziehen. Im selben Jahr gab man auch die Festlegung auf fünfzig prämierte Bücher auf; so viele wurden es seitdem nur noch selten. Heute werden jährlich 25 schönste Bücher ausgewählt, jeweils fünf in fünf Kategorien: allgemeine Literatur, wissenschaftliche Bücher inklusive Schul- und Lehrbüchern, Ratgeber und Sachbücher, Kunst- sowie Fotobücher und Ausstellungskataloge, schließlich Kinder- und Jugendbücher. 1980 waren es noch elf

Kategorien, einschließlich der wunderbar frei auslegbaren Sparte „Sonderfälle“.

Noch einmal zehn Jahre später, 1990, konnte man dann endlich wieder mit Fug und Recht von den „Schönsten deutschen Büchern“ sprechen, denn mit der Wiedervereinigung waren auch ostdeutsche Bücher wieder zum Wettbewerb zugelassen. Ausgezeichnet als eines der damals 44 schönsten Bücher wurden davon allerdings nur Jan Silberschuhs „Ost-Berliner Treppengespräche“, erschienen in der bibliophilen Katzengraben-Verlag aus Köpenick. Im Text der Begleitpublikation der Stiftung wurde dieses Ungleichgewicht sehr dezent umschrieben: „Betrachtet man das Ergebnis des Wettbewerbs nach dem vergleichenden Gesichtspunkt Alt- und Neuländer, so stimmt das Verhältnis der eingereichten Titel zu den ausgezeichneten vor allem

dann, wenn man die prämierten und die mit einer Lobenden Anerkennung versehenen zusammen zieht, ziemlich genau.“ Gelobt, aber eben nicht prämiert wurden fünf ostdeutsche Publikationen (neben dreizehn westdeutschen). Mutmaßlich konnten sich die meisten Verlage aus der DDR die Teilnahmegebühr gar nicht leisten; das Ende der Einsendefrist lag noch vor der dortigen Einführung der D-Mark.

Mit der staatlichen Wiedervereinigung entbrannte eine Diskussion darüber, ob die Stiftung Buchkunst in Anerkennung ihrer Vorgängerinstitution nach Leipzig umziehen sollte. Sie entschied sich dagegen, richtete dort aber einen Zweitsitz ein und übernahm die Ausrichtung des seit 1963 ausgetragenen internationalen Wettbewerbs. Nachdem die Stadt Frankfurt schon 1978 als Träger in die Stiftung ein-

getreten war, tat das nun auch die Stadt Leipzig. Damit kam die Besetzung zusammen, die bis heute den Preis der schönsten deutschen Bücher trägt.

Unumstrittener wurde die Auswahl damit nicht, aber wenn man sich heute die mehr als 2000 Titel anschaut, die in 50 Jahren ausgezeichnet wurden, hat man damit ein Panoptikum der Buchgestaltung vor Augen – samt aller Moden und Versierungen. Wobei es heute leicht fällt, etwa über manches psychedelische Cover der siebziger Jahre zu spotten oder über die Papierqualität der Achtziger. Wer weiß, was man in ein paar Jahrzehnten über die zur Zeit gerne prämierten Kochbücher und deren überästhetisierte Food-Fotografie denken wird?

Das Spektrum der „Schönsten deutschen Bücher“ der Jahre 1966 bis 2016,



1998 Klassikergemäß zu Lebzeiten: John Updikes Roman „Ehepaare“ (Rowohlt).



1995 Jörg Schubiger fabuliert, Rotraut Susanne Berner illustriert: „Als die Welt noch jung war“ (Beltz & Gelberg).



1999 Mörderisch gute Zeichnungen von Bengt Fossag: „Mord zwischen Messer & Gabel“ (Gerstenberg).



2002 Zündende Idee: Ray Bradburys Science-Fiction-Legende „Fahrenheit 451“ (Büchergilde Gutenberg).



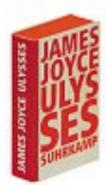
2005 Der Kölner Kunstverein war seiner Zeit voraus: Der Katalog „Projekt Migration“ (Dumont).



2009 Judith Schalansky erster Streich im Wettbewerb: „Atlas der abgelegenen Inseln“ (Mare).



2013 Die Büchergilde als Garant für gute Gestaltung: Katherine Mansfields „In einer deutschen Pension“.



2006 Klassiker in alter Übersetzung neu gestaltet: „Ulysses“ von James Joyce (Suhrkamp).



2010 Das bisher dickste schönste Buch: Arno Schmidts „Zettel's Traum“ in der Suhrkamp-Werkausgabe.



2014 Grüner Buchschnitt als Heimatgefühl: Hugh Raffles „Insektopädie“ (Matthes & Seitz).



2000 Das verbreitetste schönste Buch: der Duden (Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus).



2003 Kunstbuch von Olaf Nicolai und Susanne Pflger: „<<Rewind >>Forward“ (Hatje Cantz).



2007 Was macht den Mann zum Mann? Eduard Augustinus Sachbuch „Ein Mann, ein Buch“ (Süddeutsche Zeitung Verlag).



2012 Karl Lagerfelds Interpretation des Chanel-Klassikers: „The Little Black Jacket“ (Steidl).



2015 Auch Gesamtsieger des Jahrgangs: Michael Glawoggers „69 Hotelzimmer“ (Die Andere Bibliothek).



1997 Heinz Edelmann zum wiederholten Mal: „Das Buch der Bücher“ (Klett-Cotta).



2004 Prosaisches Thema, aber wunderschön: „Geschäftsberichte – Finest Facts & Figures“ (Hermann Schmidt).



2008 Ingo Schulze schreibt, Julia Penndorf zeichnet das Bilderbuch „Der Herr Augustin“ (Bloomsbury).



2016 Der zweite Roman steht kopf. Oder ist es der erste? Lewis Carrolls „Alice“-Bücher in einem Band (Gerstenberg).

AUSLESEVERGNÜGEN

von denen wir auf diesen drei Seiten eine Auswahl präsentieren, reicht von Mark Twains Mississippi-Romanen im ersten Jahr über Kenneth Grahames „Der Wind in den Weiden“ mit den neuen Illustrationen von Heinz Edelmann (1973), ein Buch zur Fußballweltmeisterschaft 1974, das Schauspiel „Der Park“ von Botho Strauß (1983), Hans Magnus Enzensbergers Lyrik-Anthologie „Das Wasserzeichen der Poesie“ (1985), mit dem die „Andere Bibliothek“ erst- aber nicht letztmals prämiert wurde, den Ratgeber „Die Innere Medizin“ (1993), den neuen Duden (2000), den Fotoband „The Little Black Jacket“ (2012) bis zu Lewis Carrolls beiden „Alice“-Büchern in diesem Jahr. Und immer wieder finden sich unter den ausgezeichneten Titeln auch Pressedrucke und Faksimile-Ausgaben, wobei mittlerweile eine Min-

destaufflage von 500 Stück vorgeschrieben ist, damit man überhaupt eine Chance hat, das Buch dann auch kaufen zu können. Jedes prämierte Werk wird im Handel mit einem goldenen Aufkleber gekennzeichnet, auf dem zu lesen ist: „ausgezeichnet von der stiftung buchkunst – eines der schönsten deutschen bücher“. Die konsequente Kleinschreibung folgt anders als die Bewertung selbst noch den Moden früherer Jahrzehnte.

Vor allem aber bieten die jeweiligen Preisträgerlisten Jahr für Jahr von neuem einen Querschnitt durch die tausendfach zahlreichere Buchgesamtproduktion unseres Landes, der eigenen Gesetzen gehorcht:

denen der Optik und Haptik. Dadurch sind erstaunliche Entdeckungen möglich, weil wohl jeder schon einmal nur aufs Aussehen hin ein Buch gekauft hat. Hier bekommt man gleich mehr als zwei Dutzend vielversprechende Kandidaten, und als dreimaliger Juror der Stiftung Buchkunst bin ich geneigt zu sagen, dass schöne Bücher meist auch gute Inhalte bergen. Dass ich nicht alle als „Schönste Bücher“ prämierten Titel wirklich schön finde, steht auf einem anderen Blatt. Wie sollte es auch anders sein?

Eine einschneidende Neuerung wurde 2012 etabliert: Fortan wurde aus den 25 „Schönsten Büchern“ eines gewählt, das

zusätzlich mit dem „Preis der Stiftung Buchkunst“ in Höhe von 10.000 Euro ausgezeichnet wird. Für diese Wahl sind dieselben Kategorien maßgeblich, also handelt es sich gewissermaßen um das „Schönste deutsche Buch“. Von dieser Zuspitzung erhoffte sich die Stiftung mehr Aufmerksamkeit, und da es Judith Schalansky war, die mit ihrem in der Tat wunderschön gestalteten Erfolgsroman „Der Hals der Giraffe“ als Erste den Preis gewann, ging der Plan auf. Seitdem sind ein Ausstellungskatalog, ein Kinderbuch, eine ganze Kinderbuchreihe, ein literarisches Werk und erst kürzlich ein Architekturführer mit dem Hauptpreis ausgezeichnet worden. Diese Vielfalt der Themen, Formen und Formate zeigt, dass Schönheit tatsächlich nicht über einen Kamm zu scheren ist. Und das ist schön. ◀



JOIN THE MECHANICAL REVOLUTION

shop.swatch.de

swatch⁺
SISTEM 51
I R O N Y



THE OBAMA YEARS

Der Fotograf Pete Souza hat den amerikanischen Präsidenten acht Jahre lang beobachtet und verewigt. Nach zwei Millionen Fotos hört auch er bald auf. Ein Abschiedsbesuch im Weißen Haus.

Von Andreas Ross
Fotos Pete Souza

Seit bald acht Jahren weicht Pete Souza nicht von Barack Obamas Seite. Meist schleicht er umher, drückt sich an Wände, wäre am liebsten unsichtbar. Dann wieder blödeln er mit Amerikas Oberbefehlshaber, spielt mit ihm Scrabble im Oval Office oder Basketball in Hawaii. Souza gehört im Weißen Haus zu den letzten Leuten der ersten Stunde. Er war schon an jenem kalten Tag im Januar 2009 dabei, als der Präsident zum ersten Mal am „Resolute Desk“ Platz nahm. „Danach wollte er seiner Familie den Kabinetsaal zeigen“, sagt Souza, „aber er wusste noch nicht, wo es langgeht. Ich zeigte es ihm.“

Neulich brachte eine der Luftwaffensoldatinnen, die in Obamas Jumbojet die Passagiere bedienen, Souza ein Tablett mit besonderer Gravur. „Wir gratulieren Pete Souza zum 1000. Flug mit Air Force One.“ Die Annehmlichkeiten, sagt Souza bedächtig, werde er bald wohl vermissen, wenn Obamas Präsidentschaft nach dem 20. Januar Geschichte ist. Nicht dagegen den BlackBerry, der ihn selbst nachts oder sonntags zum Einsatz beordert. Und erst recht nicht die Äpfel. Souzas Miene verfinstert sich. „Die Äpfel hasse ich.“

Pete Souza ist der Cheffotograf des Weißen Hauses, er ist der Mann, der Obama Tag für Tag als coolsten Präsidenten der Geschichte verewigt. Die Äpfel stehen auf dem Couchtisch im Oval Office. 2010 ließ Obama einen neuen Tisch anschaffen. Die Äpfel blieben. Souza hat Obamas Obst Zehntausende Male abgelichtet. Der Präsident empfängt einen Staatsgast? Anzugträger mit Äpfeln. Der Präsident erhält sein tägliches Briefing? Anzug- und Uniformträger mit Äpfeln. Der Präsident bespricht sich mit seinen Beratern? Berater

mit Äpfeln. Ein seltenes Glück, wenn Obama seinen Basketball zur Sitzgruppe dribbelt oder eine Ministerin ihre rote Handtasche aufs Sofa legt. Sonst bleiben die Äpfel im beigefarbenen plüschigen Zentrum der Weltmacht konkurrenzlos schrill und ziehen die Blicke aller Betrachter auf ihre roten Bäckchen.

Vor 15 Jahren war Pete Souza einer der ersten Pressefotografen, die sich nach den Anschlägen vom 11. September bis Kabul durchschlugen. Zu Pferd überquerte er den Hindukusch. Seit fast acht Jahren hat er nun kaum ein Meeting des Präsidenten verpasst. „Da hocken jeden Tag dieselben Personen auf denselben Sitzgelegenheiten“, erläutert Souza. „Klar, manchmal finde ich meinen Job so aufregend, als guckte ich Farbe beim Trocknen zu. Aber die besten Motive ergeben sich unerwartet.“ Als moderner Hoffotograf setzt Souza den Präsidenten in Szene. Er tut es nicht mit Scheinwerfern und Regieanweisungen, sondern mit Geduld und Intuition. Er rückt den Präsidenten nicht ins rechte Licht, sondern er hofft auf einen Sonnenstrahl, der sich im Oberlicht des Oval Office bricht und eine Alltagssituation verzaubert. „Ich versuche einfach“, sagt Souza nüchtern, „allzeit bereit zu sein.“

Etwas zwei Millionen Fotos dürfte er seit 2009 gemacht haben. Auf den meisten ist Obama zu sehen. Dazu kommen noch die Bilder der drei Fotografen, die Souza zuarbeiten und vor allem der First Lady sowie dem Vizepräsidenten auf den Fersen bleiben. Kein einziges Foto wird gelöscht. „Wir schaffen ein historisches Bildarchiv seiner Präsidentschaft“, erklärt Souza. Seit John F. Kennedy ist Chronistenpflicht die offizielle Begründung für den Aufwand. Nie hätte Souza sich erdreistet, einen



neuen Standort für den Apfelvorrat anzuregen. Er will dokumentieren, nicht inszenieren. Jedes Mal, wenn er den Auslöser einer seiner Canon-Spiegelreflexkameras drückt, entsteht ein zeitgeschichtliches Dokument, das man zu archivieren hat. Zwölf Jahre muss die Öffentlichkeit warten, bis sie die Dateiordner durchforsten darf. Denn nur eine winzige Auswahl der Fotos veröffentlicht das Weiße Haus.

Werden die Leute also in gut vier Jahren beginnen, einen ganz anderen Obama kennenzulernen? Einen Präsidenten, der auch einmal aus der Haut fährt, über Katastrophen verzweifelt oder wenigstens vor Langeweile in der Nase bohrt? „Nein“, sagt der Fotograf bestimmt. Wenn das Archiv im Jahr 2021 die ersten Serien von 2009 freigibt, „dann werden die Leute sagen, dass Pete Souza die Präsidentschaft

stets akkurat dargestellt hat“. Gequält spreizt er die Mundwinkel: „Und sie werden sagen, dass Souza kein besonders guter Fotograf ist.“ Natürlich wurmt es ihn, dass auch verwackelte und unterbelichtete Fotos für alle Zeiten auf den Festplatten des Nationalarchivs gespeichert bleiben.

Für alle Zeiten – daran glaubt Souza fest. Sein großes Vorbild, Lyndon B. Johnsons Fotograf Yoichi Okamoto, habe das Ziel schon vor Jahrzehnten benannt: eine Präsidentschaft so zu illustrieren, dass sich die Leute in 500 Jahren eine genaue Vorstellung davon machen können. Werden sich die Menschen in einem halben Jahrtausend aber für Obamas Gesundheitsreform oder Nahostpolitik interessieren? Werden sich die Zeitgenossen des 144. Präsidenten der Vereinigten Staaten daran ergötzen, dass sich der 44. bisweilen auf



An diese Szene auf den Stufen der Residenz des amerikanischen Botschafters in Paris im Juni 2009 erinnert sich Souza kaum – in Europa wurde sein Bild damals Hunderte Male abgedruckt und als Ikone der Lässigkeit analysiert. „Ehrlich?“, fragt Souza. „Da muss ich jetzt aber lachen. Keine Ahnung, worauf wir damals gewartet haben, wahrscheinlich auf die Fahrzeugkolonne. Eine totale Alltagssituation!“

den Fußboden herabließ, um Faxen mit Kindern zu machen? Können die Leute in ferner Zukunft ermessen, welch ungeheure Lässigkeit aus den Posen des ersten schwarzen amerikanischen Präsidenten sprach? Werden sie überhaupt einen Sinn für eingefrorene Momente haben, für zweidimensionale Fotografien ohne Ton, Bewegung oder Geruch? Souza duldet keine Zweifel. Natürlich könne man im Oval Office auch rund um die Uhr Videokameras laufen lassen und damit lückenlos den Regierungsalltag dokumentieren. „Doch ich bin ein erfahrener Beobachter. Ich würde meinem Blick mehr vertrauen als jeder Videouberwachung.“

Pete Souza hat in den achtziger Jahren schon einmal im Weißen Haus gearbeitet, im Fotografenteam von Ronald Reagan. „Der größte Unterschied ist, dass Reagan sehr viel älter war und ich sehr viel jünger.“ Der Präsident hatte ihm damals fast ein halbes Jahrhundert an Lebenserfahrung voraus. Obama dagegen ist gut sechs Jahre jünger als Souza, der an Silvester seinen 62. Geburtstag feiert. Obama hatte nie Scheu, sich in eine Reihe mit illustren Amtsvorgängern wie Lincoln, Roosevelt oder Kennedy zu stellen. Mit dem Republikaner Reagan pflegt er sich nicht zu vergleichen. „Dabei hatten beide ein ganz ähnliches Naturell“, findet Souza. „Auch Reagan wirkte immer ausgeglichen und wurde nie wütend.“ Selbst Obama verliere natürlich gelegentlich die Beherrschung. „Aber bei ihm ist das nicht so sichtbar, wie es bei mir oder bei anderen wäre“, sagt Souza. „Schreit er Leute an? Nein, nie. Seine Emotionen sind subtiler.“

Im Jahr 2005 beauftragte die „Chicago Tribune“ Souza, den jungen Senator Barack Obama bei seinen ersten Schritten

Zehn Bälle besuchen die Obamas am Abend ihrer Amtseinführung. Der Weg in die festlich geschmückten Säle ist für die Ehrengäste oft wenig glamourös. „Das ist so ein Foto“, sagt Pete Souza über seinen Schnappschuss aus dem Lastenaufzug, „das sich eigentlich selbst erklärt. Sie trägt sein Jackett, es muss also kalt sein. Und dann haben die beiden einen kurzen Moment der Zweisamkeit. Alle Leute versuchen wegzugucken. Nur ich halte drauf.“

Wenige Minuten, bevor er am 20. Januar 2009 als Präsident vereidigt wird, sammelt Obama sich in einem Raum des Kapitols. „Ich glaube, er hat nur überprüft, ob seine Krawatte gerade sitzt“, sagt Pete Souza. „An dem Tag habe ich so viele Fotos gemacht, dass ich über dieses beim ersten Durchsehen achtlos hinwegging. Ich fand es nicht so gut, weil so wenig passierte. Erst am Ende des Jahres haben wir es dann herausgegeben.“



Pete Souza sagt, er habe im Weißen Haus nie persönliche Spannungen zwischen Barack Obama und Hillary Clinton erlebt, seiner ehemaligen Vorwahl-Rivalin, neuen Außenministerin und späteren Wunschnachfolgerin. „Man merkte allerdings, dass sie sich im Weißen Haus bestens auskannte“, sagt der Fotograf über die frühere First Lady, „am Anfang deutlich besser als der Präsident.“

in Washington aus der Nähe zu beobachten. „An seinem ersten Tag im Kongress hat er mich überrascht“, berichtet Souza. „Er hat einfach sein Programm abgespult, als wäre ich gar nicht da. Die meisten Politiker wären befangen und würden auf jede Geste achten.“ Obama mochte Souzas Fotos. So entstand Vertrauen. Souza begleitete den Juniorsenator auf Delegationsreisen. Er hielt fest, wie Obama durch Moskau schlenderte, ohne dass ihn irgendwer eines Blickes würdigte. Das ist schon lange Geschichte. In einem Wort, Mister Souza: Wie war Obama damals, als junger Senator? Der Fotograf zögert elf Sekunden lang. „Er fühlte sich wohl in seiner Haut.“ Und als Präsidentschaftskandidat? „Selbstsicher.“ Als junger Präsident? Diesmal überlegt Souza noch länger. „Begierig, das Richtige zu tun.“ Und heute, nach manchen Erfolgen, aber auch vielen Krisen, Rückschlägen und ergrauten Haaren? „Er

vertraut seinen Fähigkeiten.“ Als sie ihm den Job anboten, stellte Souza nur eine Forderung: Zugang überall und jederzeit. Kaum jemand im Weißen Haus kann es wie er wagen, einfach ins Büro des Präsidenten zu spazieren. Auch den „Situation Room“ im Keller des Westflügels, die besonders gesicherte Kommandozentrale neben der Kantine, betritt Souza nach Belieben. „Ich will in jedem Meeting sein.“ Beim Fotografieren aber schaffe er es kaum, dem Gespräch zu folgen. „Ich muss mich um die Belichtung und den Bildaufbau kümmern und darauf achten, dass ich im richtigen Moment auslöse.“

Doch was ist der perfekte Augenblick? Welche Sechzigstelsekunde erklärt einen Sechzehnstundentag? Souzas gewichtigstes Bild begrüßt Berater und Besucher gleich in der Lobby des Westflügels. Es zeigt einen angespannt konzentrierten Obama sowie zwölf Minister, Militärs und

THE OBAMA YEARS

andere Mitarbeiter, die am 1. Mai 2011 auf einem Bildschirm die Kommandoaktion in Pakistan verfolgen, bei der Usama Bin Ladin getötet wurde. Den Bildschirm selbst sieht man nicht. Ganze Symposien wurden über die Wucht dieses Fotos abgehalten, das so viel und doch so wenig offenbart. Zwischen Obamas Stabschef und dem Verteidigungsminister sitzt Hillary Clinton, die damalige Außenministerin, und hält sich die Hand vor den Mund. War Obamas Wunschnachfolgerin weniger hart im Nehmen als die Männer? Clinton selbst deutete einmal an, sie leide an Heuschnupfen und habe vielleicht niesen müssen. „Nein, so war es nicht“, sagt Souza, „ich habe mit ihr darüber geredet.“

Während der 40 Minuten, welche die Runde in dem engen Raum verbrachte, schoss Souza viele Fotos, doch nur das eine wurde veröffentlicht. Es sei entstanden, als die Navy Seals in Bin Ladins Anwesen eingedrungen waren und es keine Live-Bilder mehr gab. „Die Stimmung war angespannt. Wenn man sich alle Bilder ansieht, dann hat oft jemand die Hand vor dem Mund, nicht nur die Außenministerin.“ Es komme ihm darauf an, die Atmosphäre korrekt wiederzugeben. „Die Geschichte wird erweisen, dass wir das richtige Foto ausgewählt haben.“ Erst im Mai 2023 darf sich die Welt ein eigenes Urteil bilden. Dann müssen die Archivare die ganze Bildserie von 2011 freigeben.

Den Arbeitstag beginnt der Fotograf am frühen Morgen in seinem Büro, das direkt unter dem Oval Office liegt. Wie so viele Dienstzimmer wichtiger Präsidentenberater im engen Westflügel hat es kein Fenster. Dafür wirkt die Kammer erstaunlich großzügig, denn an der Wand hängt ein riesiger Spiegel. Bis zu Bill Clintons Präsidentschaft beschäftigte das Weiße Haus einen eigenen Barber, und Souzas Büro war sein Salon. Yoichi Okamoto hielt fest, wie Präsident Johnson hier rasiert wurde und dabei Interviews gab. Obama

Innerhalb von drei Monaten schießt Souza zwei ähnlich aufgebaute und doch grundverschiedene Fotos. Am 1. Mai 2011 verfolgt Obama mit seinen Beratern, wie Spezialkräfte in Pakistan Usama Bin Ladin zur Strecke bringen. Am 17. Juli sieht er mit seiner Frau sowie seinen Töchtern Malia (links) und Sasha im „Treaty Room“, einem Arbeitszimmer auf der Wohnetage des Weißen Hauses, wie die amerikanische Frauen-Nationalmannschaft im Frankfurter Finale der Fußball-Weltmeisterschaft den Japanerinnen unterliegt. Was die Blicke der Zuschauer bannt, sieht man in beiden Fällen nicht. „Bei dem Fußballspiel habe ich mich bemüht, den Fernseher ins Bild zu bekommen“, erzählt Souza. „Aber es ging nicht. In dem Raum ist es ziemlich dunkel, der Bildschirm ist viel zu hell.“





Als Souza den Präsidenten im August 2012 auf den Landsitz in Camp David begleitete und beim Tontaubenschießen mit Freunden fotografierte, dachte er nicht daran, das Bild zu veröffentlichen. „Es kam mir gar nicht in den Sinn, dass das ein Politikum sein könnte.“ Im Januar 2013, kurz nachdem ein Amokläufer in Connecticut viele Grundschüler erschossen hatte, versuchte Obama in einem Interview den Ärger vieler Amerikaner über seine Forderung nach einem strengeren Waffenrecht zu dämpfen. Er bekundete „tiefen Respekt für die jahrhundertalten Traditionen der Jagd“ und erzählte offenbar ungeplant: „In Camp David schießen wir ständig auf Tontauben.“ Weil das viele Leute nicht glauben wollten, kramte Souza das Bild hervor. Aber er musste lernen, dass sich echte Zweifler im Zeitalter von Photoshop von einem Foto nicht besänftigen lassen. „Überall hieß es, wir hätten das Bild getürkt.“

würde das nicht tun. Wenn er vor Fernsehauftritten in der Maske sei, wolle der Präsident nicht fotografiert werden, sagt Souza. Das sei eine Ausnahme, aus Chronistensicht vertretbar. Reagan habe sich damals in ähnlicher Weise geniert, wenn er sich die Hörgeräte eingesetzt habe. Von anderen Präsidenten gibt es dagegen Fotos, wie sie im Pyjama im Bett liegen, umringt von Beratern im Anzug (Johnson) oder tobenden Enkeln (George Bush senior, der damals allerdings erst Vizepräsident war). Niemals würde Souza seinem Boss so auf die Pelle rücken. „Er würde aber auch keine Besprechungen im Schlafzimmer abhalten.“ Geschweige denn auf dem Klo. Johnson regierte auf der Herrentoilette weiter. „Ein Bild von Okamoto zeigt, wie Berater mit dem Präsidenten diskutieren, während der in der Kabine hockt. Man sieht seine bis zu den Knöcheln heruntergelassene Hose.“

Souza betritt die Wohntage des Weißen Hauses nur auf Einladung. „Ich bin nicht jeden Tag, aber sicher jede Woche oben.“ Und er ist dabei, wenn Obama sich über Weihnachten in Hawaii als Body-surfer versucht. Doch die wenigsten Privatbilder werden veröffentlicht. Auch bei anderen Motiven legt die Pressestelle ein Veto ein. Souza fotografierte einst Reagan, wie er vom hohen Balkon seines Hotels einen selbst gebastelten Papierflieger auf Los Angeles warf. Das Weiße Haus gab das Bild erst in Reagans letzten Amtstagen frei, als es keine Rolle mehr spielte, ob Linke den Republikaner damit als leichtfertigen Kriegstreiber verspotten würden.

Vor vier Jahren befand sich Souza in der umgekehrten Lage. Obama hatte in einem Interview erzählt, dass er in der Freizeit auf Tontauben schieße. So wollte der Präsident den Vorwurf entkräften, er

habe kein Verständnis für Sportschützen und Waffennarren. Souza durchstöberte seine Festplatten und fand ein monatealtes Bild aus Camp David, das den Präsidenten am Abzug zeigte. Das Weiße Haus veröffentlichte die Aufnahme, wenige Wochen nach dem Grundschulmassaker in Connecticut. „Aber dann hieß es überall, wir hätten es mit Photoshop getürkt.“

Pressefotografen klagen, dass ihr vom Steuerzahler entlohnter und dem Präsidenten höriger Kollege nicht nur viel besseren Zugang erhalte, sondern die Bilder über soziale Netzwerke direkt verbreite. So betreibe das Weiße Haus Propaganda, während sich die meist ausgesperrte freie Presse im Briefing Room die Beine in den Bauch stehe. Scharf gingen Medienvertreter mit Obamas „Kontrollwahn“ ins Gericht. Souza versteht das Lamento. „Seit

Jahrzehnten fordern Pressefotografen besseren Zugang, und sie sollten es weiterhin tun.“ Nur habe das nichts mit ihm zu tun. „So wie sich Franklin D. Roosevelt das Radio und Kennedy das Fernsehen nutzbar machten, so nutzt Präsident Obama die neuen Möglichkeiten im Internet, um sich an die Bürger zu wenden.“ Souza erinnert daran, dass Instagram nicht einmal existierte, als Obama sein Amt antrat. Jetzt aber versucht der Fotograf, immer auch ein paar quadratische Bilder mit seinem iPhone zu knipsen, die er auf der Plattform einstellt. Am liebsten Absseitiges: eine Flasche Bourbon mit Obamas Autogramm oder einen turmhohen Stapel von Gesetzentwürfen, die der Präsident immer in den letzten Tagen des Jahres unterzeichnen muss. „Meist geht es dabei nur um die Benennung von Postämtern oder ähnliches.“



Nach dem zweiten Amtseid im Januar 2013 fuhren die Obamas in der Präsidentenlimousine zurück zum Weißen Haus. „Spontan habe ich gefragt, ob ich mitfahren darf“, sagt Souza. „Der Präsident frozelte nur: ‚Aber Michelle und ich wollten doch knutschen.‘ Durch die gepanzerten Scheiben riefen sie den Schaulustigen alles Mögliche zu. Nur dass das draußen natürlich niemand hörte.“



Am Anfang sorgten Obamas Töchter sowie Hund Bo dafür, dass Action vor die Linse kam. Mal schlich sich die kleine Sasha auf allen vieren an ihren Vater heran, mal spurtete der Oberbefehlshaber mit dem First Dog durch den Säulengang zwischen Oval Office und Rosengarten. Eines von Obamas Lieblingsfotos entstand ebenfalls in den ersten Monaten seiner Amtszeit. Ein fünf Jahre alter Afroamerikaner, Sohn einer scheidenden Angestellten im Nationalen Sicherheitsrat, fragte den Präsidenten, „ob mein Haar genauso ist wie deins“. Obama beugte sich herunter und bestand darauf, dass der Junge ihm durch die Frisur wuschelte. Wann immer Souza die Fotos auf den Fluren des Westflügels austauschte, untersagte Obama es ihm, die Aufnahme mit dem Jungen abzuhängen. Auf dem Demokraten-Parteitag im Juli

trugen Obama-Fans die Szene als Anhänger am Sakkō.

In jüngster Zeit beobachtet der Fotograf eine neue Verspieltheit beim Präsidenten. Je älter seine Töchter werden, desto häufiger bestehe Obama darauf, die kleinen Kinder langjähriger Mitarbeiter kennenzulernen. „Jeden Tag erfährt er in seinem Geheimdienstbriefing von all den üblen Dingen, die in der Welt los sind“, sagt Souza. „Da ist es nur gesund, wenn der Präsident zwischendurch mal zwei Minuten lang herumläuft.“ Wenn Obama also hört, dass seine Kommunikationschefin ihre Tochter mit ins Büro brachte, weil die Tagesstätte geschlossen hatte, dann bestellt er beide zu sich. Und vor der Halloween-Party empfängt er kleine Spidermen oder Tiger. Bei Flickr klicken sich die Leute die Finger danach wund.

Meist jettet Souza mit dem Präsidenten herum oder gibt auf einem Sofa zwischen Oval Office und Roosevelt Room Acht, dass er nichts verpasst. Sogar geheiratet hat er hier vor drei Jahren, Obama bestand auf einer Feier im Rosengarten. Souza redet nicht gerne darüber, dazu ist er zu bescheiden. Und weil er so viel aufschnappt, was niemand wissen darf, wird er schmallippig, sobald es nicht um seine Fotos geht. In seinem Büro erinnert ihn ein Foto neben dem Friseurspiegel daran, dass es eine Welt jenseits der Präsidentenblase gibt: ein Selbstporträt von seiner Überquerung des Hindukuschs, damals, als Obamas Vorgänger George W. Bush die Taliban aus Kabul verjagen ließ. Man sieht Berge, zwei Pferde und Souzas Schatten im Schnee.

Pete Souza hatte zuvor bereits den Kosovo-Krieg dokumentiert. „Wenn sie im Situation Room erörtern, ob sie in Syrien oder im Irak dieses oder jenes bombardieren sollen, dann habe ich eine Vorstellung, was das bedeutet.“ In den Krieg will Souza nicht mehr ziehen. Aber der Enkel portugiesischer Einwanderer von den Azoren freut sich darauf, wieder auf eigene Faust zu reisen. Kuba hat ihn fasziniert, als er im März mit Obama dort war. „Nur war ich in der Blase, ich konnte das Land nicht kennenlernen.“ Er will es bald nachholen.

2010 durfte ein Fernseheteam Souza begleiten. „Pete und ich sind wie ein altes Ehepaar“, sagte Obama damals vor der Kamera. Souza meint: „Das ist bitter, dass er das vor sechs Jahren schon gesagt hat.“ Pete gehöre zur Familie, hatte Obama auch verkündet. Souza winkt ab: „Ich würde sagen, wir sind berufliche Freunde. Es ist irgendwie schräg, jeden Tag in der Gegenwart des Präsidenten zu verbringen.“ Souza hält inne. „Wahrscheinlich werde ich es ein wenig vermissen.“



OFFICIAL WHITE HOUSE PHOTOS BY PETE SOUZA

1880 schenkte die britische Königin Victoria dem amerikanischen Präsidenten Rutherford Hayes einen Schreibtisch, gezimmert aus dem Holz des demontierten Polarforschungsschiffs „HMS Resolute“. Heute steht er im Oval Office. „Manchmal sitzt Obama auf seinem Schreibtisch, wenn es eine spontane Besprechung gibt“, sagt Souza. „Ein reizvoller Kontrast: seine Beine und der ‚Resolute Desk.‘“



John F. Kennedy: Seine Kinder John-John und Caroline tanzen im Oktober 1962 zum Rhythmus ihres Vaters im Oval Office.



George W. Bush: Am 11. September 2001 erhält der Präsident in einem Klassenzimmer der Emma E. Booker Elementary School in Sarasota (Florida) Informationen.



Gerald Ford: Der Präsident redet am 10. Januar 1975 mit Stabschef Donald Rumsfeld im Barbershop des Weißen Hauses – heute ist es Pete Souza's Büro.



George H.W. Bush: Der Vizepräsident und seine Frau Barbara genießen am 22. August 1987 ihre Enkel im Sittersitz Walker's Point bei Kennebunkport.

Von der Pyjamaparty bis zum Attentat

Amerikanische Präsidenten haben sich immer von ihrer besten Seite gezeigt. Die Fotografen im Weißen Haus setzten sie ins Bild – und wurden Zeugen dramatischer Weltpolitik.

John F. Kennedy fand als erster Präsident Gefallen daran, immerzu einen Fotografen in Rufweite zu wissen. Als Leutnant in der Fernmeldetruppe des Heeres hatte Cecil Stoughton schon im Zweiten Weltkrieg fotografiert. Einsatzbereitschaft war seine Spezialität – Kennedys Sekretärin rief ihn mit einem eigens in-stallierten Summer herbei. Das attraktivste Bild entstand im Oktober 1962, als John-John und Caroline ihren Papa im Oval Office besuchten. Der Präsident sang, die Kinder tanzten, Stoughton knipste. Heute würde man sagen, das Bild ging „viral“.

Eine ungleich bedeutsamere Begebenheit dokumentierte Stoughton 13 Monate später an Bord von „Air Force One“: Lyndon B. Johnsons Vereidigung, neben ihm die von diesem Moment an ehemalige First Lady Jacqueline Kennedy, die stur geradeaus blickt. Die tödlichen Schüsse auf seinen Chef hatte Stoughton in Dallas verpasst; er fuhr zu weit hinten in der Fahrzeugkolonne. In letzter Minute schaffte er es in das Flugzeug, um festzuhalten, dass das Land nicht führungslos geworden war.

In Johnsons Präsidentschaft wurden Foto-Standards gesetzt. Der Texaner engagierte Yoichi Okamoto aus New York und pflegte eine robuste Beziehung zu „meinem Japsen“. Okamoto fotografierte Johnson sogar, während dieser ihn feuerte. Die Trennung währte nicht lange. Johnson bot seinem Fotografen umfassenden Zugang – und viele lohnende Motive. Mal baute sich der großgewachsene Präsident bedrohlich vor einem Senator auf, um ihm die Zustimmung zu seinem Bürgerrechtsgesetz abzunötigen. Dann wieder studierte er den Kot seines Beagle, der auf dem Teppich mit dem Präsidentensiegel ein Häufchen hinterlassen hatte. Johnson entschied persönlich, welche Aufnahmen der Presse überlassen wurden.

Richard Nixon hatte für derlei keinen Sinn. Der Republikaner hatte schon 1960 in der ersten Fernsehdebatte gegen Kennedy bewiesen, dass er wenig Gespür für das visuelle Zeitalter hatte. Er gewährte seinem Fotografen ebenso wenig Zugang zu vertraulichen Beratungen oder privaten Momenten wie später Jimmy Carter. Zwischen ihren beiden Amtszeiten bewies Gerald Ford weniger Scheu. Als nicht gewählter Präsident, der durch Nixons Rücktritt ins Amt gelangt war, nutzte er die Kunst seines Fotografen David Hume Kennerly, um sich dem Volk vertrauter zu machen. Am letzten Tag des Paares im Weißen Haus erfüllte sich First Lady Betty Ford einen offenbar lang gehegten Wunsch und ließ sich ablichten, während sie auf dem Kabinetstisch tanzte.

1981 zog dann ein früherer Hollywood-Schauspieler ins Weiße Haus ein. Das erste berühmte Foto von Präsident Ronald Reagan entstand, als wenige Wochen später auf ihn geschossen wurde. Den Augenblick des Attentats bannte ein Kollege der Agentur AP, doch Reagans Cheffotograf Michael Evans wurde später für eine Aufnahme des Tatorts ausgezeichnet, auf der sich Secret-Service-Beamte über Verletzte beugen, während ein anderer Zivilbeamter das Gewehr im Anschlag

hält. Es sollte ein weiteres außergewöhnliches Foto aus der Reagan-Präsidentschaft geben, das den Präsidenten nicht zeigt – sondern seinen Stellvertreter und Nachfolger George Bush mit Ehefrau Barbara. Das Paar sitzt in Morgenmänteln auf dem Bett, während sechs Enkel in Pyjamas um sie herumtoben. Bushs Fotograf David Valdez mochte die Gretchenfrage aller „White House Photographers“ für geklärt halten, nachdem Barbara Bush ihm gesagt hatte: „Solange du meine Enkel fotografierst, darfst du überall hin.“ Doch seine Bilder von Bushs vier Jahren im Oval Office gerieten eher steif.

Da war Bill Clinton ein dankbareres Sujet für seinen Fotografen Bob McNeely – ein agiler, bisweilen aufbrausender Präsident, der die Präsenz des Chronisten zu vergessen schien und gelegentlich zum Saxophon griff. In einem besonders geschichtsträchtigen Moment wurde McNeely allerdings weggeschickt. Als PLO-Präsident Yassir Arafat und Israels Ministerpräsident Yitzhak Rabin kurz vor der Besiegelung ihres Friedensabkommens standen, gab Vizepräsident Al Gore dem Fotografen einen Wink. Die Israelis hätten Angst, Arafat könnte Rabin umarmen. Darum mache die Kamera sie nervös. Der spätere Handschlag der beiden Politiker auf dem Rasen hinterm Weißen Haus barg genug visuellen Sprengstoff.

Eric Draper schließlich wird für seine Fotos vom 11. September 2001 in Erinnerung bleiben. George W. Bushs Fotograf gehörte nicht zu denen, die an dem Schicksalstag den Schrecken in New York dokumentierten. Aber seine Bilder legen Zeugnis davon ab, wie Amerikas Oberbefehlshaber den Tag über in der „Air Force One“ in Bewegung blieb, obwohl diese als potentielles Angriffsziel galt. Auf einem ersten Stopp wurden alle entbehrlichen Mitarbeiter des Präsidenten gleichsam ausgesetzt, um ihre Sicherheit nicht zu gefährden. Der Fotograf des Präsidenten blieb an Bord. *Andreas Ross*

John Breidar hat die Geschichte der offiziellen Präsidentenfotografie in einem Bildband beschrieben: „The President's Photographer. Fifty Years Inside The Oval Office.“ National Geographic Society, Washington 2010.



Lyndon B. Johnson: Am 22. November 1963 legt der neue Präsident noch im Flugzeug seinen Amtseid ab.

DIE WELT VON ROLEX



CHRONOMETER DER SUPERLATIVE

EINZIGARTIGES KNOW-HOW UND HÖCHSTE ANSPRÜCHE: SEIT IHREM BESTEHEN ENTWICKELT
DIE FÜHRENDE SCHWEIZER LUXUSUHRMANUFAKTUR ROLEX KONTINUIERLICH
NEUE MODELLE UND STRENGSTE ZERTIFIZIERUNGSVERFAHREN,
DIE NEUE UHRMACHERISCHE MASSSTÄBE SETZEN



AUSZEICHNUNG

Das grüne Siegel bürgt für den Status „Chronometer der Superlative“. Die Zertifizierung bedeutet, dass für jede Rolex Armbanduhr die wesentlichen Leistungsmerkmale, die sich während des Fertigungsprozesses verändern könnten, geprüft und garantiert werden: Ganggenauigkeit, Dichtheit, Aufzugsleistung und Gangreserve.

TECHNISCHES MEISTERWERK

Die Oyster Perpetual Datejust 41 verfügt über ein modernisiertes Design mit 41-mm-Gehäuse und unterstreicht mit dem Kaliber 3235 die Vorreiterrolle von Rolex in der Uhrmacherkunst.



VERBINDUNG

Die neue Oyster Perpetual Datejust 41 ist erhältlich in den Ausführungen Rolesor gelb – einer Kombination aus Edelstahl 904L und 18 Karat Gelbgold – und Rolesor Everose – einer Kombination aus Edelstahl 904L und 18 Karat Everose-Gold.



LUXURIÖSE VIELFALT

Die neue Generation des klassischen Modells Datejust ist mit einer polierten oder geriffelten Lünette sowie mit einer großen Auswahl an Zifferblättern erhältlich.

HÖCHSTMASS AN PRÄZISION

DER PRÄZISIONSSTANDARD UND DER STATUS „CHRONOMETER DER SUPERLATIVE“ WURDEN IM JAHR 2015 IM RAHMEN EINER ROLEX ZERTIFIZIERUNG NEU DEFINIERT

Die Oyster setzt 90 Jahre nach ihrer Einführung wieder neue uhrmacherische Leistungsmaßstäbe. Die Kriterien, die Rolex Armbanduhren seit Ende der 1950er-Jahre zu „Chronometern der Superlative“ gemacht haben, wurden verschärft und schaffen einen neuen Exzellenzstandard bei mechanischen Armbanduhren. Rolex hat bislang nie da gewesene Testverfahren und neue Hightechgeräte entwickelt, um all seine Armbanduhren zu zertifizieren und ihnen den Status eines „Chronometers der Superlative“ zu verleihen. Das exklusive Prädikat bescheinigt, dass die Uhr zusätzlich zur offiziellen Zertifizierung ihres Uhrwerks durch das COSC

eine Reihe von Tests bestanden hat, die von Rolex in eigenen Labors sowie nach eigenen Kriterien durchgeführt werden. Diese sind strenger als die Normen der Uhrenindustrie. Die Zertifizierung wird an der fertig montierten Uhr vorgenommen und garantiert somit die Leistungen der Superlative in puncto Ganggenauigkeit, Wasserdichtheit, automatischen Selbstaufzugs und Gangreserve für den täglichen Einsatz. Die Gangtoleranz eines Rolex „Chronometers der Superlative“ nach dem Einschalen liegt bei $-2/+2$ Sekunden pro Tag, damit sind die Kriterien für die Präzision beim Tragen mehr als doppelt so streng wie die, die für eine offizielle Zertifizierung als Chronometer erfüllt werden müssen. Zudem wird diese Genauigkeit von Rolex mit exklusiven Verfahren geprüft, die reale, eher dem Alltag des Trägers entsprechende Tragebedingungen simulieren. Die Zertifizierung als „Chronometer der Superlative“ bezieht sich auch auf die Dichtheit der Armbanduhr, die den Schutz des Uhrwerks gegen Wasser

und alle sonstigen Elemente gewährleistet, die von außen eindringen und seine Ganggenauigkeit beeinträchtigen könnten, sowie auf den automatischen Selbstaufzug und die Gangreserve des Uhrwerks – die Garantie für eine Armbanduhr mit Langzeitpräzision. Die Endkontrollen stellen eine systematische Ergänzung der zuvor in der Entwicklung und Fertigung der Armbanduhren durchgeführten Qualifikationstests dar, die es ermöglichen, Zuverlässigkeit, Robustheit, Stoßfestigkeit und Unempfindlichkeit der Uhren gegenüber Magnetfeldern zu gewährleisten. Das grüne Siegel, mit dem jede Rolex Uhr versehen ist, bürgt für den Status „Chronometer der Superlative“ und ist mit einer internationalen Fünfjahresgarantie verbunden. Auf dem Zifferblatt jeder Oyster ist die Bezeichnung „Superlative Chronometer Officially Certified“ ein Erkennungsmerkmal der Armbanduhren von Rolex. Und zugleich: ein Verweis auf das unablässige Streben von Rolex nach chronometrischer Exzellenz.

Die Kriterien für die Präzision sind bei den Testverfahren in den Labors von **Rolex** strenger als die Normen der Uhrenindustrie



SMARTER ELEGANZ

Die neue Oyster Perpetual Datejust 41 ist mit einem Oyster- oder Jubilé-Band erhältlich. Diese Armbänder verfügen über eine neue, unter der Lünette angebrachte, nicht sichtbare Befestigung, die das Band optisch nahtlos in das Gehäuse übergehen lässt.



Das Kaliber Perpetual 3235

Die Oyster Perpetual Datejust 41 ist mit einem Uhrwerk der neuen Generation ausgestattet, dem vollständig von Rolex entwickelten und hergestellten Kaliber 3235. Dieses durch 14 Patente geschützte mechanische Manufakturwerk mit automatischem Selbstaufzugsmechanismus ist ein technisches Meisterwerk. Das Werk ist mit der neuen, von Rolex patentierten Chronergy-Hemmung ausgestattet, die einen hohen energetischen Wirkungsgrad mit großer Funktionssicherheit vereint und zudem unempfindlich gegenüber Magnetfeldern ist. Der Oszillator, das wahre Herzstück der Uhr, verfügt über eine optimierte Version der blauen Parachrom-Spirale. Diese von Rolex patentierte und aus einer exklusiven paramagnetischen Legierung hergestellte Spirale ist außerdem bei Erschütterungen bis zu zehnmal präziser als eine herkömmliche Spirale. Das Kaliber 3235 ist mit dem automatischen Selbstaufzugsmechanismus Perpetual-Rotor ausgestattet und kann dank des neuen Aufbaus des Federhauses und des höheren Wirkungsgrads der Hemmung nunmehr mit einer Gangreserve von circa 70 Stunden aufwarten.

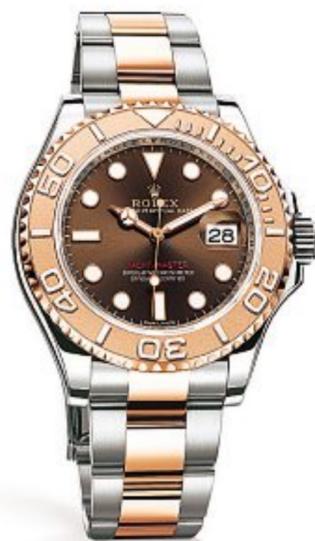


LEUCHTENDE IKONE

Die neue Oyster Perpetual Explorer erscheint mit einem 39-mm-Gehäuse und exklusiver Chromalight-Anzeige. Das Kaliber 3132 mit automatischem Selbstaufzugsmechanismus ist von außerordentlicher Präzision und Zuverlässigkeit. Der Oszillator ist mit einer von Rolex patentierten blauen Parachrom-Spirale ausgestattet, die unempfindlich gegen Magnetfelder und bei Stößen bis zu zehnmal präziser als eine herkömmliche Spirale ist.

Explorer

Am 29. Mai 1953 erreichten Sir Edmund Hillary und Tensing Norgay zum ersten Mal den Gipfel des Mount Everest in 8.848 Meter Höhe. Dieses außerordentliche menschliche Abenteuer verstärkte den Ruhm der Oyster Armbanduhren, mit denen die Expedition der beiden Männer ausgestattet war. Noch im selben Jahr wurde die Oyster Perpetual Explorer lanciert – und zur Ikone.



NEUES HIGHLIGHT

Das Kaliber 3135 der Oyster Perpetual Yacht-Master 40 ist mit dem automatischen Selbstaufzugsmechanismus Perpetual-Rotor ausgestattet und verfügt über eine Gangreserve von circa 48 Stunden. Das Gehäuse mit einem 40-mm-Durchmesser ist garantiert bis zu 100 Metern Tiefe wasserdicht. Sehr gut ablesbare Chromalight-Zeiger und -Indizes sind in 18 Karat Roségold gefasst.

Yacht-Master

Nobel, elegant und sportlich: Die Oyster Perpetual Yacht-Master ist auf See an Bord einer Segelyacht ein ebenso guter Begleiter wie an Land. Unverwechselbar ist die in beide Richtungen drehbare Lünette der Armbanduhr mit 60-Minuten-Graduierung im Relief. Der Mittelteil wird aus einem massiven Block aus Edelstahl 904L, der extreme Korrosionsbeständigkeit aufweist, gefertigt. Die mit dem patentierten dreifachen Dichtungssystem ausgestattete Triplock-Aufzugskrone lässt sich fest mit dem Gehäuse verschrauben und ist so sicher wie eine U-Boot-Luke. Die Yacht-Master verfügt über ein Oyster-Band sowie eine Oysterlock-Sicherheitsschließe, die ein versehentliches Öffnen des Armbands verhindert. Durch die von Rolex patentierte Easylink-Verlängerung kann das Armband ganz einfach um circa 5 mm erweitert werden.

BLAUE STUNDEN

Die Cellini Date aus 18 Karat Weißgold besitzt ein radialguillochiertes blaues Zifferblatt mit Zeigern und Applikationen aus 18 Karat Weißgold.



Cellini

Die Cellini Kollektion ist eine moderne Huldigung an die immerwährende Eleganz traditioneller Zeitmesser. Mit ihrer runden Form und dem Durchmesser von 39 mm besticht die Cellini durch eine doppelte Lünette – die erste bombiert und die zweite fein geriffelt. Die Cellini Time ist ein zeitloser Klassiker in Reinform und wacht in klarer Schlichtheit über die Stunden, Minuten und Sekunden, als sei alles andere ohne Bedeutung. Die Cellini Date verfügt zusätzlich über ein Zeigerdatum auf der 3-Uhr-Position. Die Cellini Dual Time, die gleichzeitig sowohl die Lokalzeit als auch die Uhrzeit an einem fernen Ort anzeigt, gibt dem Träger die Möglichkeit, mit einem Blick über die Uhrzeit an beiden Orten Bescheid zu wissen. Alle Cellini Armbanduhren sind „Chronometer der Superlative“ (COSC-Zertifizierung, Rolex Präzisionstests nach dem Einschalen des Uhrwerks), bis zu 50 Meter Tiefe wasserdicht und verfügen über eine Gangreserve von circa 48 Stunden.

MODERNER KLASSIKER

Die neue Cellini Time verfügt über ein neu gestaltetes weiß lackiertes Zifferblatt mit zwölf verlängerten applizierten Indizes. Sie bestehen, ebenso wie die Zeiger, aus 18 Karat Roségold. Das Gehäuse und die Schließe sind aus 18 Karat Everose-Gold.

ZEITLOSE ANMUTUNG

Das Modell Cellini Dual Time aus 18 Karat Everose-Gold präsentiert sich mit einem silbernen, radialguillochierten Zifferblatt und einem braunen Alligatorlederband.



EXZELLENTLE LEISTUNGEN

DIE 1926 PRÄSENTIERTE ROLEX OYSTER STELLTE EINE UHRMACHERISCHE INNOVATION DAR: SIE VERBESSERTE DIE ZUVERLÄSSIGKEIT UND DIE GANGGENAUIGKEIT VON ARMBANDUHRN GRUNDLEGEND

Meine Herren, wir fertigen die beste Armbanduhr der Welt.“ Im Januar 1927 sprach Rolex Gründer Hans Wilsdorf vor einer Versammlung von Uhrenfachhändlern, um seine letzte Kreation vorzustellen: die Rolex Oyster (Englisch für „Auster“). Die erste vollkommen hermetisch schließende wasserdichte Armbanduhr der Welt, die einige Monate zuvor, im Jahre 1926, eingeführt worden war: eine Innovation, die die Konstruktion von Armbanduhren für immer verändern sollte! In diesem Jahr feiert Rolex den 90. Geburtstag der Oyster. Präzise, robust und zuverlässig wurde sie zur Referenz unter den Zeitmessern für Pioniere, Forscher und Entdecker, die auf allen Gebieten mit ihren Großtaten dazu beigetragen haben, den Status dieser legendären Armbanduhr zu begründen. Auf der Baselworld 2016 präsentierte Rolex die neuesten Modellvariationen der Kollektionen Oyster und Cellini. Die neue

Oyster Perpetual Explorer verfügt über eine Anzeige, die gänzlich mit einer lange nachleuchtenden Leuchtmasse beschichtet ist, um den Ablesekomfort zu verbessern. Die charakteristischen Ziffern 3, 6 und 9 des Modells sind nunmehr – ebenso wie seine Indizes und die Zeiger – mit einer blauen, sehr lange nachleuchtenden Leuchtmasse beschichtet. Die exklusive Chromalight-Anzeige sorgt für eine ausgezeichnete Ablesbarkeit in allen Situationen. Zusätzlich wurden die Zeiger verlängert und verbreitert. Die neue Version der Oyster Perpetual Yacht-Master, Inbegriff der maritimen Armbanduhr, wird zum ersten Mal in Rolesor Everose – einer Kombination aus Edelstahl 904L und 18 Karat Everose-Gold – und mit einem schokoladefarbenen Zifferblatt angeboten. Die neue Oyster Perpetual Air-King knüpft an die Luftfahrttradition des Urmodells der Rolex Oyster an: Sie verfügt über ein 40-mm-Gehäuse in Edelstahl 904L und besticht durch ein schwarzes Zifferblatt mit vergrößerten Ziffern bei 3, 6 und 9 Uhr und eine markante Minutenskala zum Ablesen der Navigationszeiten. Die neuen Versionen der Modelle Cellini Time, Cellini Date und Cellini Dual Time präsentiert Rolex in 18 Karat Weiß- oder Everose-Gold und mit einem 39-mm-Gehäuse. Alle neuen Cellini Armbanduhren sind mit einem mechanischen Manufakturwerk mit automatischem Selbstaufzugsmechanismus ausgestattet, das vollständig im Hause Rolex hergestellt wird.

Seit Einführung der **Rolex Oyster** fertigt Rolex Armbanduhren, die sich durch außergewöhnliche Leistungen auszeichnen

MARKANTE ÄSTHETIK

Die neue Oyster Perpetual Air-King ist mit dem Kaliber 3131 ausgestattet. Es verfügt über eine paramagnetische blaue Parachrom-Spirale mit Rolex Kurve. Die Hemmung ist mit einem paramagnetischen Hemmungsrads aus einer Nickel-Phosphor-Legierung versehen.

Air-King

Bereits in den 1950er-Jahren wurde der Schriftzug Air-King auf dem Zifferblatt speziell für dieses Modell kreiert. Das garantiert bis zu einer Tiefe von 100 Metern wasserdichte Oyster Gehäuse der Air-King ist der Inbegriff von Robustheit. Der geriffelte Gehäuseboden wird mithilfe eines Spezialsschlüssels, der nur von Rolex autorisierten Uhrmachern den Zugang zum Uhrwerk ermöglicht, hermetisch verschraubt. Es ist darüber hinaus von einem magnetischen Schirm umgeben, wie er für die historischen Pilotenuhren typisch war.





DER BEWEGTE

Erst wird er geteilt, dann wieder zusammengesetzt: Der Mann muss kein einfaches Wesen sein. Fotograf *Thomas Kellner* macht aus ihm ein kubistisches Kunstwerk aus vielen Kontaktabzügen.



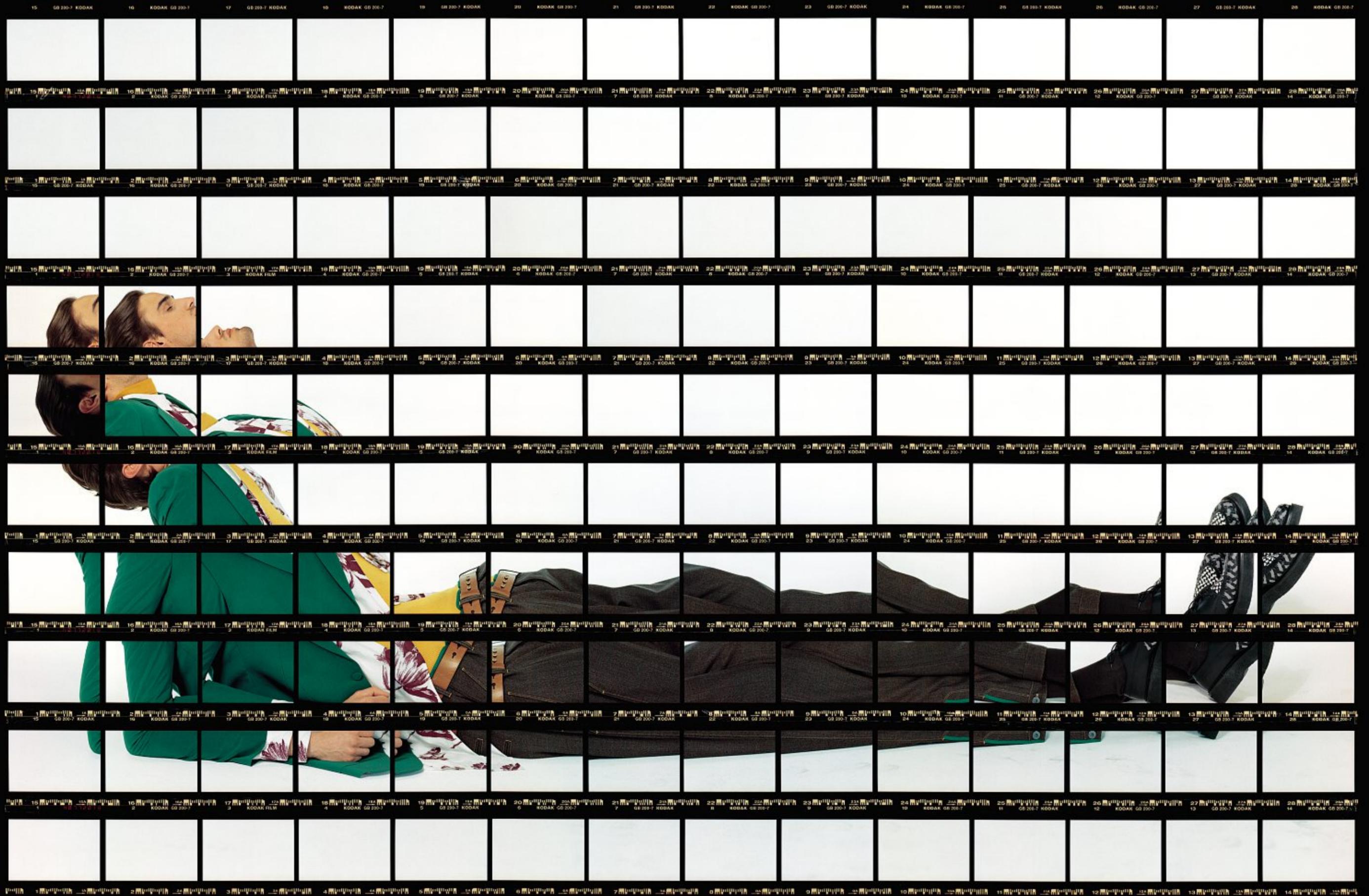
DER BEWEGTE MANN



Gebülmtes einreihiges Jackett mit Ansteckblume von Dior Homme, weißer Rollkragenpullover mit Zopfmuster von Berluti, Wollflanellhose mit Schottenmuster von Valentino, Loafers mit Fellbesatz und goldener Schnalle von Gucci

Zweireihiges Jackett mit aufgesetzten Ledertaschen von Brioni, mitternachtblauer Blouson mit Fellkranz von Ami Paris, weites Hemd mit Obst-Aufdruck von Prada, Latz mit kupferfarbenem Reißverschluss von 22/4_Hommes

DER BEWEGTE MANN



Einreihiges Jackett mit steigendem Revers in kräftigem Grün von Gucci, senfgelber Rollkragenpullover aus Kaschmir von Gucci, weißes Hemd mit bordeauxroten Blütendrucken von Marni, bräunliche Siebenachtelhose aus Denim mit grünem Bund und cognacfarbener Ledergürtel mit goldenen Nieten von Prada, gewobene Creepers von Lanvin

DER BEWEGTE MANN



Nadelstreifenjackett mit Ziernahnt von Lanvin, graues Jackett mit Ornamenten von Ermenegildo Zegna, sportliches T-Shirt mit schillernden Pailletten und Reißverschluss von 22/4_Hommes, geblünte Hose von Dior Homme, dunkelblau gestreifte Socken von Falke, gewobene Creepers von Lanvin

Samtjackett mit steigendem Revers in Petrol von Bottega Veneta, schwarzer Rundhalspullover mit weißen Blumen von Dior Homme, Latz mit kupferfarbenem Reißverschluss von 22/4_Hommes

DER BEWEGTE MANN



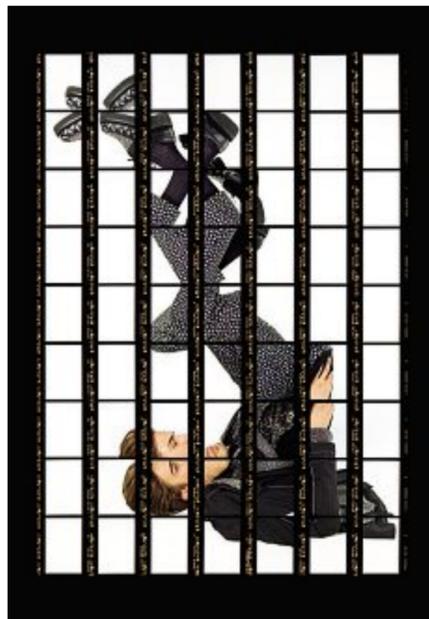
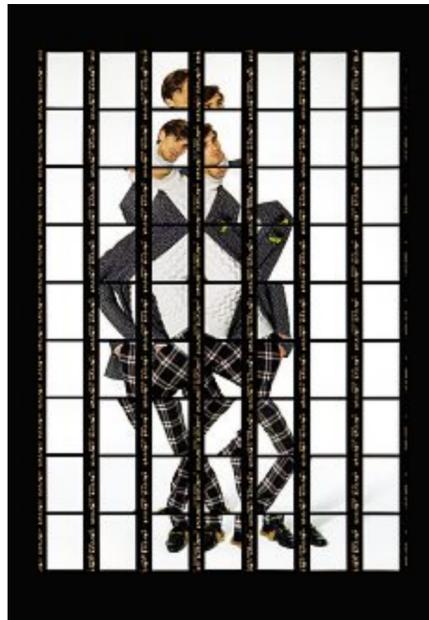
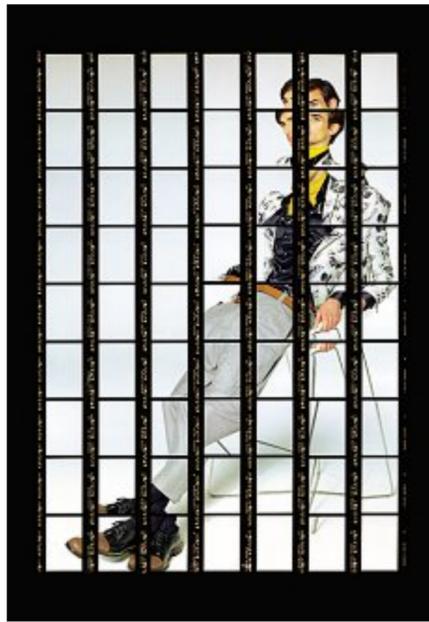
Langer Blazer mit aufwendigen Perlenstickereien von Valentino, fliederfarbener Rollragenpullover aus Kaschmir von Falke, tiefsitzende waldgrüne Trainings-Anzughose mit vertikalem Streifen von 22/4_Hommes, gewobene Creepers von Larvin

Fotograf: Thomas Kellner
Styling: Katharina Baresel-Bofinger
Model: Philip Milojevic (Marilyn)
Styling-Assistenz: Leonie Volk
Haare und Make-Up: Isabel Maria Simoneth

Fotografiert am 1. und 2. Juni 2016 in Siegen.

Dunkelblaues einreihiges Jackett mit aufgesetzter Brusttasche von Giorgio Armani, blutroter Rollragenpullover von Gucci, gemustertes mokkafarbenes Button-Down-Hemd von Hermès, Jogginghose aus Wolle von Stephan Schneider, klobige schwarze Lederschuhe mit schlammbrauner Kappe von Prada

Dank an Heiner Morgenthal, Norbert Kircher, Nikolaus Schmitz und Bianca Endenbach



DER BEWEGTE MANN

Der Künstler Thomas Kellner nutzt eine einzigartige Technik für seine kubistischen Fotos. Für uns hat er so erstmals Mode fotografiert.

Von Matthias Gafke

Dieses Fotoshooting ist für alle eine Herausforderung, besonders für Philip Milojevic. Denn das Model, 24 Jahre alt, muss stundenlang in derselben Pose ausharren. Thomas Kellner, der Fotograf, will es so. Normalerweise nimmt er berühmte Bauwerke auf oder Industriearchitektur, die sich nicht so schwer damit tun stillzuhalten. „Es muss schneller gehen“, ruft Philip. „Mein Nacken macht Faxen!“ Dann wird die Aufnahmeserie mal wieder unterbrochen, für ein paar Dehnübungen. Aber wenn es weitergeht, muss Philip wieder die gleiche Pose einnehmen – damit die Bilder am Ende auch stimmen.

Auch Thomas Kellner sind die Strapazen ins Gesicht geschrieben. Während sich Philip dehnt, wagt der Fotograf ein kleines Tänzchen zu den Beats von Kendrick Lamar, die aus den Lautsprecherboxen dröhnen.

Unter dem Stativ des Fotografen liegt ein Notizblock. Darin hat Kellner ein Gitter gezeichnet. Es hilft ihm, sein Motiv in einzelne Bilder zu zerlegen. Anhand dieses Schemas fährt seine Spiegelreflexkamera – eine Pentax MZS mit einem 80mm-320mm-Zoomobjektiv – wie ein Scanner über das Model. Im Zeitalter von Digitalkameras mit Speicherkarten arbeitet Thomas Kellner mit Kodak-Kleinbildfilmen, pro Filmrolle 36 Aufnahmen. Was die Betrachter seiner Werke am Ende zu sehen bekommen, sind durchkomponierte Kontaktabzüge. Da die Jüngeren mit so etwas nichts mehr anfangen können, ist Thomas Kellner stets um Aufklärung bemüht.

Als Kontaktabzug bezeichnet man den 1:1-Abzug des entwickelten Films auf einem Bogen Fotopapier. Er diene einst der Kontrolle und Auswahl. Für Thomas Kellner sind die Negative und Positive das Endprodukt. Jedes Einzelbild misst 24 mal 36 Millimeter. Da Kellner mit der Originalgröße des Materials arbeitet, benutzt er mehrere Filme, um ein Motiv größer darzustellen. Die Negative oder Positive zu vergrößern kommt für ihn nicht in Frage. Entschließt er sich dazu, sein Motiv mit einer Filmrolle abzulichten, ist das fertige Kunstwerk 20 mal 24 Zentimeter groß. Den Grand Canyon zerlegte Kellner beispielsweise in 2160 Einzelbilder, wofür er 60 Filmrollen und rund vier Stunden Zeit benötigte. Das Zusammenfügen von Ausschnitten, so sagt er, soll deutlich machen, dass ein Bild nicht mit einem Blick zu erfassen sei, sondern Wahrnehmung immer aus vielen visuellen und anderen Eindrücken entsteht und besteht.

Zum ersten Mal zerlegte Kellner vor fast zwei Jahrzehnten das Objekt seiner Begierde in Einzelbilder, im Sommer 1997 in Paris. An der Universität Siegen hatte er zuvor Kunst und Sozialwissenschaften für das Lehramt an Gymnasien studiert. 1996 gewann er den Kodak-Nachwuchsförderpreis mit einer fotografischen Serie über Deutschlands Grenzen. Während des Studiums imponierten ihm die Werke der Maler Robert Delaunay und Pablo Picasso. Delaunay, dessen frühes Schaffen dem Neo-

impressionismus zugeordnet wird, entwickelte zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Stilrichtung, für die der Begriff orphischer Kubismus gebräuchlich wurde. Delaunays Bild vom Eiffelturm besticht durch eine Farbkombination, die den Turm ins Schwanken bringt. Diese Dynamik war das Gegenteil von dem, wofür die Fotografie stand, deren Erfindung im 19. Jahrhundert Begeisterung hervorrief, weil sie die Wirklichkeit exakt abzubilden schien.

Fotografen, sagt Kellner denn auch, seien zu 99 Prozent austauschbar. Um sich abzusetzen und zu dem einen Prozent zu gehören, musste er die fotografischen Techniken künstlerisch überhöhen. Also suchte er nach einer Möglichkeit, den Eiffelturm zu verwandeln, um ihn schließlich zu besitzen. Kellner fertigte eine Bleistiftskizze des Turms an, auf die er ein Gitter mit 36 Feldern legte. Nach dem vorgegebenen Raster fotografierte er das Pariser Wahrzeichen von links nach rechts und von unten nach oben ab. Mittels Stativ behielt er seine Position bei. Nur die Kamera variierte ihre Blickrichtung. Vom Ergebnis war Kellner schlichtweg überwältigt: „Ich war fast schockiert von der Schönheit meines Eiffelturms.“

Männermode zu fotografieren ist für Thomas Kellner neu, aber wegen der ungewohnten Perspektiven ungemein spannend. Zwei Tage dauert das Fotoshooting in Siegen, seiner Heimatstadt, in einem Studio im Stadtteil Weidenau, das einem Freund gehört. Es entstehen neun Aufnahmen, die dem Fotografen 28 Stunden Arbeit allein fürs Fotografieren abverlangen, zu schweigen von der Nachbearbeitung. Philip Milojevic, der 1,92 Meter groß ist, wird von Kellner in 63 Einzelbilder zerlegt, um möglichst in die Nähe des Formats dieses Magazins zu kommen.

Thomas Kellners Stil lässt sich nur schwer einer bestimmten Richtung zuordnen. Die Fotohistorikerin Irina Chmyreva beschreibt ihn als Schöpfer einer „visuellen analytischen Synthese“. Wie Paul Cézanne zerlege er den Gegenstand in Atome, um ihn dann wieder zusammenzufügen. Andere sprechen von „kubischer Orchestrierung“, „radikalem Konstruktivismus“, „Dekonstruktivismus“ oder „Rekonstruktivismus“. Vermutlich ist alles ein bisschen richtig, denn in der Tat dekonstruiert und rekonstruiert er die hergebrachte Fotografie, um am Ende das kubistische Gesamtkunstwerk eines bewegten Mannes zu schaffen.

Seine Kunst kommt jedenfalls gut an, obwohl er weil ihre Technik so schwer zu verstehen ist. Thomas Kellner, der international arbeitet, vor allem für Werbung und Industriefotografie, hatte schon Ausstellungen auf allen Kontinenten. Nächstes Jahr werden seine Kunstwerke in Deutschland, England, Frankreich und Island zu sehen sein. Kann er sich vorstellen, noch einmal ein Modeshooting zu machen? Figuren, so antwortet er gurgelaunt und sibyllinisch, spielten im Kubismus eine wichtige Rolle.

Making-of-Video unter www.faz.net/stil

MOOD →



Sonnenbrillen und einfallreiches *finish*, das ist ein schwieriges Thema. Jörg Broska baut seine Rahmen nicht aus Holz, sondern überzieht sie stielecht mit bedruckter Seide. Das Bild zeigt übrigens nicht den Designer selbst. Jörg Broska haben wir stattdessen in Florenz fotografiert (siehe Seite 73). Männer und einfallreiches *finish* – das ist für ihn kein schwieriges Thema.



Mineralogen spricht Regina Dabdad mit ihrem Schmuck aus der Seele. So wie Frauen, die allzu filigrane Teile nicht mehr sehen können.



Wunderhaus hat gerade in Berlin eröffnet und soll eine Art Soho House für Kinder sein. Zumindest die werden wohl kaum widersprechen.

THE WING

Klingt nach einer neuen Netflix-Serie, ist aber eher Netflix im echten Leben. Zumindest für diejenigen, die Teil des erlesenen Zirkels sind, des Wings, eines neuen New Yorker *social club*. Das ist also kein Ort für Kinder, siehe Wunderhaus rechts oben, sondern eine Art Soho House für junge Frauen.



Die Kleidung als stoffliche Hülle. Das T-Shirt als Hülle für das iPhone. Passt auch. Jedenfalls bei dem jungen Düsseldorf-Label JBriels.

OFO

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Hosenanzug für tagsüber? Pyjama für nachts? Eigentlich egal. Im Jahr 2016 ist zumindest die britische Marke Desmond & Dempsey über solche Vorgaben hinaus.



Helmut Büchner ist langjähriger F.A.Z.-Leser. Mögen wir! Und er entwirft diese psychedelischen Flaschen. Noch schöner! Käuflich zu erwerben unter pustebloom@gmail.com.



Nike und Adidas bekommen längst von allen Seiten Konkurrenz. Auch dieser Laufschuh (On) kann es mit den Klassikern aufnehmen.



Das Bild von Ellie Bamber ist nicht aus einem Film, sondern zeigt die Jungschauspielerin beim Filmfestival in Venedig. Einfach so. Ihr besonderer Stil ist auch schon Tom Ford aufgefallen.



Klingen eigentlich so gut, dass sie verboten gehören. Trotzdem sind die Boost Balls natürlich Teil des Superfood-Wahnsinns.

ALL THE SINGLE LADIES...

...sollen laut einer amerikanischen Psychologin wirklich glücklicher sein als verheiratete Menschen. Sie warten nicht darauf, ihr Leben zu leben, sondern seien längst dabei, behauptet zumindest Bella dePaulo, eine Wissenschaftlerin, die zuletzt an der University of Virginia forschte. Singles haben nach ihren Erkenntnissen größere Entfaltungsmöglichkeiten und mehr sozialen Spielraum. Darauf jetzt alle, *all the single ladies...*



Chia-Samen sind, klar, für die Lebensmittelbranche heute ein schönes Stilmittel. Aber bei den Säften von Wow geht es auch um die längst vergessenen Ballaststoffe.

MUT →

„Es kann gar nicht genug Raucher geben“

Wolf Wondratschek über Rauchen als Lebenskunst, die Suche nach dem Unerhörten und die angebliche Schädlichkeit des gelungenen Lebens

Interview Timo Frasch, Fotos Julia Zimmermann

Herr Wondratschek, Sie selbst sind Raucher und haben über das Thema Rauchen auch geschrieben – so liebevoll, dass Sie die Leser eher dazu verführen, anstatt sie davon abzuhalten...

Das mag so sein. Als ich mit meinem Roman „Mittwoch“, in dem sehr viel geraucht wird, auf Lesereise war, kam ein älterer Mann zu mir und sagte: „Ich habe Ihnen zugehört. Sie machen mir Lust, wieder mit dem Rauchen anzufangen.“ Ein wunderschönes Kompliment.

Inwiefern?

Schön war, dass ich offensichtlich das Vergnügen am Rauchen gut genug rübergebracht habe.

Haben Sie kein schlechtes Gewissen, dass es wegen Ihnen wieder einen Raucher mehr auf der Welt geben könnte?

Es kann gar nicht genug Raucher geben. Schon deshalb, weil Raucher die besseren Leser sind.

Ich dachte, die besseren Schreiber – wenn überhaupt.

Jorge Luis Borges hat sehr zu Recht gesagt, Schriftsteller seien nicht so wichtig. Die Leser sind es.

Warum sollten Raucher die besseren Leser sein?

Das ist für mich so überzeugend, dass ich gar nicht nach einer Begründung suchen will.

In „Mittwoch“ schreiben Sie, Raucher hätten einen anderen Umgang mit der Zeit. Rauchen bedeutet: Ich konzentriere mich, ich genieße, ich vergesse, ich tauche ein.

Therapeuten sagen: Einen anderen Umgang mit der Zeit könne man auch ohne Zigarette haben. Man könne etwa, statt zu rauchen, einmal um den Block laufen. Klingt nach Knast. Hofgang. Im übrigen war ich immer auch ein leidenschaftlicher Spaziergänger. Das Gehen hilft, wie das Rauchen auch.

Sind Raucher anders als andere Menschen?

Vor ein paar Monaten ist mein älterer Bruder gestorben. Er hat nie geraucht. Ich habe mir vorgestellt, wie unser Verhältnis gewesen wäre, wenn auch er geraucht hätte. Wären unsere Gespräche interessanter gewesen? Hätten sie länger gedauert? In meinem Gedicht über ihn, sein Leben und seinen Tod, steht der Satz: „Wer raucht,

kann endlich in Ruhe über das, was er denkt, nachdenken.“ Das haben wir beide im Gespräch nicht geschafft.

Viele Menschen rauchen in Gesellschaft, da ist es zum Nachdenken meist zu laut.

Ich rauche, wenn ich arbeite. Es ist wie eine Beruhigung, ein Sich-Ruhigstellen, um Gedanken nicht nur zu produzieren, sondern über das Produzieren der Gedanken nachzudenken. Wenn dazu Zigaretten und Kaffee gehören, dann ist das so.

Rauchen und Kaffeetrinken gehören für Sie zusammen?

Unbedingt. Als Schüler saß ich mit Freunden in meinem Vorort von Karlsruhe oft in einem kleinen Café, das wir „Café Beatnik“ nannten. Wir rauchten dort, weil der Konditor ein Auge zudrückte, unsere ersten Zigaretten. Es leuchtet mir bis heute nicht ein, wie jemand einen Kaffee trinken kann, ohne den Wunsch nach einer Zigarette zu verspüren. Statt Kaffeehäuser, in denen geraucht werden darf, abzuschaffen, hätte man sie zum Weltkulturerbe erklären sollen.

Sie haben mal geschrieben, Sie hätten drei Freunde: „Kaffee, Zigaretten, meine Schreibmaschine.“ Das ist die Grundausstattung. Drei Dinge, die mich selten enttäuscht haben.

Das Zitat geht noch weiter: „Ich stelle das Gesetz dieser Freundschaft über jedes andere Gesetz.“ Da müssen Ihre Freunde, Ihre richtigen Freunde, doch aufpassen und rufen: Wie armselig, dass ein mit Tabak gefülltes Papierröllchen sein Gesetzgeber ist! Spielen Sie nicht den Therapeuten. Und bitte nicht den Dummen. Vielleicht hätte ich dieses Interview nur mit einem führen dürfen, der was von Tabak versteht.

Sollten Nichtraucher gegenüber Rauchern gelassener sein?

Bei Nichtrauchern muss man unterscheiden. Es gibt Leute, die nie geraucht haben oder das Rauchen aus gesundheitlichen Gründen aufgeben mussten, die jedoch sagen: Rauchen Sie ruhig, ich mag es, wenn geraucht wird. Das sind kluge, angenehme Leute. Zum Beispiel mein mexikanischer Verleger. Als ich mit ihm im Auto durch Mexiko fuhr, fragte ich ihn: „Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich in Ihrem Auto eine Zigarette rauche?“ Er selbst rauchte tagsüber nicht, nur abends, wenn die Sonne untergegangen ist, da steckt er sich



vielleicht mal eine Zigarre an. Er zitierte Brecht: „Bruder, lass den Tabak nicht trocken werden.“ Was hieß: Rauchen Sie! Ich fand das wunderbar.

Welches sind die unangenehmen Nichtraucherer?

Die unangenehmen sind die, die einen belehren wollen. Mag sein, dass sie darunter leiden, dass sie aufhören müssen. Sie sind verkrampt, und zwar nicht nur in dieser Sache, sondern, wie ich vermute, überhaupt.

Sie selbst haben Rauchen nie als Problem empfunden? Wo soll das Problem sein?

Man hört und liest doch allenthalben, es sei schädlich. Ich bitte Sie.

Würden Sie aufhören, wenn Sie vom Arzt eine Krebsdiagnose bekämen?

Dann müsste ich mich entscheiden, ja. Aber ich glaube, man stirbt ohnehin an dem, was man am liebsten tut.

Was meinen Sie damit?

Was man am liebsten tut, dem gibt man alle Energie, dem ist man bereit, alles zu opfern. Wenn ich an einem Roman schreibe, dann verausgabe ich mich in einer Weise, die jeden Arzt in Alarmbereitschaft versetzen würde. Ich bleibe bis in die Morgenstunden wach, damit nichts, keine Idee, kein Satz, kein Wort verloren geht. Ich habe mal geschrieben: „Es ist Mitternacht, Zeit für eine Kanne Espresso.“ Das kann einem Arzt nicht gefallen.

Wie viele Zigaretten rauchen Sie am Tag?

Beim Arbeiten kann es schon passieren, dass ich eineinhalb Schachteln rauche, was nicht viel ist. Ich war nie Kettenraucher. Wenn ich Leute höre, die sagen, ich bin bei vier Päckchen am Tag, ist es mir körperlich unangenehm. Mich schreckt auch ab, wie gewisse Leute rauchen.

Zum Beispiel?

Ich habe Raucher beobachtet – die wenigsten können es. Sie können vielleicht inhalieren, aber nicht rauchen. Das ist eine Frage der Ästhetik. Als es im Zug noch Raucherabteile gab, habe ich mich nie dorthin gesetzt, sondern immer in ein angrenzendes Nichtraucherabteil. Wenn ich rauchen wollte, bin ich nur kurz zu den Rauchern, habe mich dort in den Gang gestellt und eine geraucht. Ich konnte nicht in einem Abteil sitzen, in dem fünf Leute rauchen, vor allem nicht, wenn sie es nicht können. Wenn ich zum Beispiel sehe, wie mein Gegenüber die Zigarette bis zum Filter raucht, wird mir schlecht.

Stößt es Sie ab, wenn das Suchthafte des Rauchens zu offensichtlich ist? Spricht das jetzt für die Zigarette oder für die Leute, die die Zigarette mit Bedeutung aufgeladen haben?

Ich glaube, die Bedeutung der Zigarette entfaltet sich von selbst. Das ist wie bei diesen Muscheln, die man in den Chinäläden bekommt. Man muss nichts tun als sie ins Wasser werfen, dann öffnen sie sich, und eine kleine schöne bunte Blume kommt heraus.

Wie erklären Sie sich, dass ein rauchendes Papierröllchen erotisch wirken kann?

Nun vergessen Sie mal Ihr „Papierröllchen“! Eine Zigarette ist eine Zigarette ist eine Zigarette. Mag sein, dass eine Zigarette darüber hinaus noch andere Botschaften aussendet, auch erotische. Man muss mit dem, was man tut, spielen können.

Ganz unerotisch mit Zigarette wirkt zum Beispiel Michel Houellebecq...

Zunächst ist er ein großartiger Schriftsteller – zu meiner Überraschung. Ich habe mich lange geweigert, seine Bücher zu lesen, dann habe ich eines gelesen, dann

das zweite: sehr gut. An seiner heruntergekommenen Erscheinung habe ich großen Spaß. Ich kann also einerseits einen gesalbnen und modisch selbstbewussten Mann wie Raddatz bewundern. Andererseits kann ich ohne jede Einschränkung Houellebecq genießen. Er ist gerade deshalb eine Wohltat, weil er mit seiner Kippe, seinen gelben Fingern und seinen wenigen wirren Haaren einen Affront darstellt gegen die Schickleria der Intellektuellen, zumal denen in seinem Vaterland, wo die neue Generation der Denker alle mit schönen und reichen Frauen verheiratete Yuppies sind – und aussehen, als spielten sie in ihrer Freizeit Golf.

Die Zigarette scheint geradezu ein Wundermittel zu sein: Sie kann Eleganz verstärken, aber auch Vulgarität und Dekadenz. Spricht das jetzt für die Zigarette oder für die Leute, die die Zigarette mit Bedeutung aufgeladen haben?

Ich glaube, die Bedeutung der Zigarette entfaltet sich von selbst. Das ist wie bei diesen Muscheln, die man in den Chinäläden bekommt. Man muss nichts tun als sie ins Wasser werfen, dann öffnen sie sich, und eine kleine schöne bunte Blume kommt heraus.

In „Mittwoch“ ist an einer Stelle von einer „ehrlchen Revul“ die Rede. Haben Sie den Eindruck, von der Tabakindustrie mit all den Bio- und Lightprodukten, die es heute gibt, betrogen zu werden? Natürlich werden wir betrogen. Aber solange ich rauche, habe ich die Regeln zu akzeptieren. Und die Preise. Ich habe damit überhaupt kein Problem. Außerdem möchte ich jetzt mal eines klarstellen – das ist ganz wichtig für unser Gespräch. Sie stellen mir Fragen, die ich mir nie gestellt habe und die mich eigentlich nicht interessieren. Ich habe mir nie die Frage gestellt, ob ich betrogen werde. Ich habe mir nie die Frage gestellt, ob ich das Rauchen als Problem empfinde. Ich habe mir nie die Frage gestellt, könnte



Nicht nur Pose mit Papierröllchen: Wolf Wondratschek betrachtet die Zigarette als einen Freund.

ich mit jemandem leben, der nicht raucht, denn ich lebe mit jemandem, der raucht. Ich habe mir nie die Frage gestellt, wann kommt die Quittung, wann sagt ein Arzt, Sie haben Krebs. Dabei bin ich den Gefahren des Rauchens gegenüber nicht blind. Mein Freund Werner Schrotter ist an Kehlkopfkrebs gestorben, wie auch ein anderer Freund, der Regisseur Daniel Schmid.

Gerade in „Mittwoch“ lassen Sie Ihre Figuren doch unentwegt über das Rauchen reflektieren.

Sie rauchen, und sie machen sich darüber Gedanken. Die dürfen das. Da gibt es einen alten Herrn, gute 95 Jahre alt und noch immer Raucher, dem ich aus Sympathie einen großen Auftritt verschafft habe, er sollte ursprünglich nur eine kleine Nebenrolle spielen. Aber ich mochte ihn, war neugierig auf ihn, erlebte ihn schließlich als einen sehr klugen Mann, einen Gentleman, dem im wirklichen Leben zu begegnen ich mir wünschen würde. Er hat mein Schreiben sehr inspiriert.

Erlauben Sie mir noch eine weitere Frage, die Sie womöglich auch nicht interessieren wird. Haben Sie je daran gedacht, sich das großartige Erlebnis der ersten Zigarette nach dem Entzug dadurch zu erarbeiten, dass Sie wenigstens für eine gewisse Zeit aufhören? Der Schriftsteller Gregor Hens hat in diesem Zusammenhang vom „Rausch des Rückfalls“ gesprochen, der umso stärker sei, je länger die Abstinenzphase gedauert habe.

„Nur behandle das Leben als etwas Unangenehmes, über das man durch Rauchen hinwegkommen kann.“ Robert Musil

Robert-Musil-Zitat, aufgezeichnet von Wolf Wondratschek

Es etwas denken sich Menschen aus, die auch sonst Probleme haben. Gehen Sie auf die Straße und erzählen Sie das einem Bauarbeiter, der mit einer Fluppe auf dem Gerüst steht, oder einem von der Stadtreinigung mit seinem Besen – die fassen sich an den Kopf. Rausch des Rückfalls – was für ein Unsinn! Die einzige wirklich wichtige Frage zu unserem Thema ist: Bin ich bereit, das Risiko auf mich zu nehmen, dass ich durch das Rauchen mein Leben entscheidend verkürze? Das ist die eigentliche Frage, über die ich auch bereit bin, ganz ernsthaft nachzudenken.

Zu welchem Schluss kommen Sie?

Neulich hat mir ein Wiener Geigenbauermeister, mit dem ich befreundet bin – ein Problemfall, was das Nikotin angeht, weil er raucht, aber eigentlich aufhören will, dann auch aufgehört, nur um wieder damit anzufangen –, eine Mail geschickt, mit einem Bild von Keith Richards. Der Text dazu lautet: „Für jede Zigarette, die du rauchst, nimmst dir Gott eine Stunde und schenkt sie Keith Richards.“ Das fand ich originell – und könnte mich mit der Idee eines gütigen Gottes versöhnen, zumal er sich damit überraschenderweise auch noch als Fan der Rolling Stones geoutet hätte. Mein frommer Wunsch ist, dass ich zu den Günstlingen der Götter gehöre, die von irgendjemandem auch etwas geschenkt bekommen. Ansonsten vertraue ich auf die Erkenntnis, dass das Paradies eines Mannes seine gute Natur ist.

Keith Richards ist 72, Sie haben es immerhin schon bis 73 geschafft...

Alles, was jetzt noch kommt in meinem Leben, empfinde ich seit dem Tod so vieler Freunde als geschenkte Zeit. Andauernd sterben sie. Meine Dealer, meine Freunde, meine Feinde – alle tot. Warum sind ausgerechnet Sie übriggeblieben? Es wäre natürlich überheblich zu glauben, ich sei unverwundbar. Aber gehofft habe ich doch, dass es mir mit einem gewissen Humor gelingt, die Götter günstig zu stimmen: Seht her, ich tue mein Bestes, die Zigarette so zu rauchen, dass ich sie ehre. Ich betrachte sie als einen Freund. Das habe ich mal bei George Tabori beobachtet: Er schaute die Zigarette, bevor er sie anzündete, an wie einen Freund. Und so rauchte er sie.

Tabori wurde 93.

Als ich ihn zum ersten Mal traf, war er 80. Wir hatten uns zum Frühstück in einem Hotel in München getroffen. Tabori bestellte einen schwarzen Kaffee und rauchte eine Zigarette. Da habe ich gedacht, das ist toll, er ist uralte, und sein Frühstück besteht aus weiter nichts als einer Tasse schwarzen Kaffees und einer Zigarette. Das möchte ich, sollte ich so alt werden dürfen, ihm gerne nachmachen wollen.

Glauben Sie, man kann das Gesundheitsrisiko minimieren, wenn man nur die richtige Einstellung zum Rauchen hat? Das glaube ich tatsächlich. Demut spielt dabei eine große Rolle. Vor allem aber muss man das, was man tut, in diesem Fall das Rauchen, gerne tun, aufrichtig, man darf kein falsches Motiv haben. Keine Posen, nicht sich weltmännisch vorkommen wollen, oder glauben, es mache einen Mann interessant oder attraktiv. Mein Motiv fürs Rauchen ist das Schreiben. Ich nehme an, ich habe meine Gedichte und Erzählungen und Romane nur schreiben können, weil ich so lebe wie ich lebe, also mit völliger Hingabe, mit aller Kraft und Konzentration – und eben mit den Zigaretten.

„Es kann gar nicht genug Raucher geben“

Hat es Sie nie interessiert, ob Sie möglicherweise ohne Zigaretten besser geschrieben hätten?
Nein.

Ihre Schriftsteller-Kollegin Judith Hermann hat aufgehört zu rauchen. Danach wurde sie gefragt, ob sich ihr Schreiben dadurch verändert habe. Sie antwortete: „Der Atem des Textes ist anders. Ohne Zigarette scheint mir alles knapper, lakonischer, sachlicher vielleicht auch. Ich habe einfach weniger Nerven für lange, elegische Sätze.“ Sollte sie wieder anfangen zu rauchen?

Ich würde ihr raten, hin und wieder zu kiffen. Für lange Sätze hat man dann die nötige unendliche Geduld.

Sie können bekifft schreiben?
Ich kann schweben oder abstürzen.

Welche Wirkung erhoffen Sie sich von Stimulanzien?

Die Frage sollte lauten: Wie komme ich in die Trance? Wie schön das Alexander Kluge gesagt hat: „Dies ist die eigentliche poetische Tätigkeit, die Herstellung einer Absenz.“ Die Surrealisten haben es mit ihrer *écriture automatique* versucht, andere saufen. Bei mir hilft Rauchen und Kaffee. Schauen Sie: Es gibt in meinem Kopf einen chronisch lebendigen Neinsager, einen typischen Besserwisser, einen unnötig lauten Dauergast, der bei allem, was ich schreibe, sagt: Nein, nicht gut, nicht gut genug. Nein, das kannst du nicht machen. Nein, das wird niemand verstehen. Nun gibt es Substanzen, die diesem Neinsager das Handwerk legen. Man muss diese Substanzen kennen, sie respektieren, sie zu Freunden machen – und das, was sie zu leisten imstande sind, angemessen dosieren. Man kann das lernen, und man muss es lernen, wenn man überleben will. Alle Dinge sind Gift, und nichts ist ohne Gift, wie Paracelsus uns sagte, allein die Dosis macht, dass ein Ding kein Gift ist. Ziehen wir gleich auch dem Verstand den Giftzahn.

Opfern Sie damit nicht den kritisch-nüchternen Blick auf den eigenen Text?
Man muss beim Schreiben ganz klar sein und doch daneben.

Das klingt alles nach einem irrsinnigen Kraftakt.

Nicht doch! Ich kenne kein vergleichbar befriedigendes Vergnügen wie das Schreiben. Ein Kraftakt, ja, das ist es. Aber auch ein Tanz. Aber auch Tänzer sind nach einer Vorstellung müde, erschöpft. Sie fühlen sich gekreuzigt. Aber sie wissen, wofür sie diese Anstrengung auf sich nehmen. Sie kennen das Glück, das ihr Geschenk ist. Ein Satz, der gelingt, ein Sprung, der gelingt, und eine Landung, die gelingt, das ist es, wofür Tänzer tanzen und Schriftsteller schreiben.

Sie haben sich viel mit Leistungssport, insbesondere mit dem Boxen beschäftigt. Liegt in der Bereitschaft zur völligen Verausgabung – bis hin zum Ruin der eigenen Gesundheit – womöglich eine enge



Wolf Wondratschek, hier im September 1972, konnte das Leben schon früh genießen.

Verwandtschaft zwischen dem Schreiben, dem Rauchen und dem Sport?
Es ist alles die Suche nach der Vollkommenheit, nach dem Wunder, nach dem Unerhörten. Diese Suche bindet alle Kräfte. Und wahrscheinlich ist man bereit, dafür zu sterben.

Sind Rauchen und Profiboxen miteinander vereinbar?
Nein.

Der ehemalige Weltmeister Ralf Rocchigiani hat geraucht.
Auch sein Bruder Graciano hat geraucht. Auch mein Freund Norbert Grupe, alias Prinz von Homburg, wenn Sie den noch kennen, hat geraucht. Aber es war nicht geschick.

Ralf Rocchigiani hat mal über Torsten May, einen früheren Boxer aus der DDR, gesagt: Ein Mann, der weder rauche noch trinke, sei nicht WM-würdig. Ist das Quatsch?
Das ist die Äußerung aus einem Milieu gegen ein anderes. Sie ist völliger Quatsch – und doch wahr. Was Ralf hier sagen will, ist das, was ich auch in meinen Reportagen beschrieben habe: Boxen ist underground, ist Straße, Knast, Armut. Boxer kommen nicht von der Universität und auch nicht aus einer Kadenschule der DDR. Boxen ist ein Phänomen der Dritten Welt. Und diese Jungs saufen und rauchen, und sie töten, wenn es sein muss. Aber irgendwann, wenn sie Glück haben, landen sie bei einem Trainer, der ihnen sagt, jetzt lässt du das alles sein, mein Junge, Schluss damit. Und dann ist der Boxer gut beraten, darauf zu hören.

Haben Sie sich je eine Lunge gewünscht, mit der Sie zum Beispiel einen Alpenpass mit dem Rennrad hochfahren könnten?
Ich verstehe Leute sehr gut, die das machen. Die sagen, sie wollen sich total verausgaben. Aufhören zu denken, nur physisch sein. Wer da hochfährt, der

denkt nicht über Einstein oder Nabokov nach. Das ist Trance. Aber ich habe mich eben für eine andere Disziplin entschieden.

Sie haben vorher gesagt, die einzige Frage, die man sich im Zusammenhang mit dem Rauchen vernünftigerweise stellen könne, sei die nach dem gesundheitlichen Risiko. Vielleicht gibt es aber doch noch ein, zwei andere. Rudi Dutschke soll nicht geraucht haben, weil er von nichts und niemandem abhängig sein wollte.
Ich kann das nachvollziehen, halte es aber für eine Illusion. Wir sind alle Abhängige, und es geht nicht darum, die Abhängigkeit zu minimieren, sondern darum, sie zu akzeptieren, zu kultivieren, zu lieben. Ich bin abhängig von Ritualen. Durch Rituale bekämpfe ich die Banalität des Lebens. Abhängig bin ich offensichtlich vom Schreiben, sonst würde ich damit nicht mein ganzes Leben verbringen. Und ich bin abhängig davon, alleine zu sein. Und ich liebe die Stille. Der ganze Lärm der Welt, das Geschwätz des Kulturbetriebs, die Wichtigtuerei – ich ertrage es physisch nicht. Wenn ich doch mal zu irgendeiner Veranstaltung gegangen bin und danach in der Straßbahn sitze, unter normalen Leuten, dann finde ich das wunderbar. Wenn ich in meine Wohnung komme und ein Aufschrei der Ruhe geht durch meinen Körper – wunderbar. Davon bin ich abhängig. Ich bin nicht der unabhängige Mensch, der sagt: Egal wo, ich kann mich überall zurechtfinden.

Ein weiterer Einwand gegen das Rauchen ist ästhetischer Natur: Wenn ein schöner Mann oder eine schöne Frau 20 Jahre lang geraucht haben, dann sieht man ihnen das an, ihren Zähnen, ihrer Haut.
Ich bitte Sie: Das soll man doch! Was für Gesichter! Das Gesicht als Landkarte eines Lebens. Die Krater der Einschläge! Das ist wie bei einem Boxergesicht. Nicht alle kamen so heil davon wie Muhammad Ali. Henry Maske war immer stolz darauf, dass sein Sport in seinem Gesicht keine Spuren hinterlassen hat – tja, mein Junge, das war ja gerade das Problem!

Vor vielen Jahren haben Sie im F.A.Z.-Magazin auf die Frage, welche Eigenschaften Sie bei einem Mann am meisten schätzten, geantwortet: „dass er eine Frau befriedigen kann“. Sehen Sie das nach wie vor so?
Das war damals natürlich eine Provokation. Aber wahr ist es dennoch. In meinem Roman „Einer von der Straße“ steht: „Das Schicksal von Liebenden entscheidet sich im Bett.“ Wenn Sie das vor Publikum von sich geben, noch dazu in Anwesenheit von Damen, dann haben Sie ganz schlechte Karten. Die Feministinnen jagen Sie zum Teufel, die anderen ziehen die Augenbrauen hoch, und die Gläubigen sagen, das Schicksal von Liebenden habe mit dem Bett überhaupt nichts zu tun. Aber da täuschen sie sich.

Nun behauptet die Medizin, Rauchen schade auch der Potenz. Müsst Sie bei der Bedeutung, die Sie ihr beimessen, nicht mehr auf sie achten?

Das Einzige, worauf man achtgeben muss, ist, dass man das nicht glaubt. Ich habe mich ja nun lange genug in St. Pauli rumgetrieben. Da gab es eine Redewendung: „Es gibt keine impotenten Männer, es gibt nur unbegabte Frauen.“

In „Mittwoch“ erzählt ein Vater von seinem Sohn: „Als der mich das erste Mal um etwas zu rauchen anhaute, wusste ich Bescheid. Als nächstes verlangt er Geld für einen Besuch im Bordell.“ Bedeutet das womöglich, dass Raucher mehr als andere zum Genuss verbotener Früchte neigen?
Daran, dass es Schleusen öffnet, glaube ich nicht. Interessant finde ich aber Ihre Formulierung, man neige zum Genuss verbotener Früchte. Wenn Sie nur dazu neigen, dann kommen Sie nie in den Garten der Lüste. Es bläst einen dort hinein, aber mit Hurra! Vieles, was Sie sagen, wirkt auf mich im Übrigen so, Moment, ich muss das jetzt gut formulieren ...

... verklemmt?

Gar nicht, gar nicht. Eher protestantisch. Dieses besorgte „Wehret den Anfängen“: Fang nicht an zu rauchen, weil das ist der erste Schritt auf einem Weg, auf dem dann ein Laster notwendig zum nächsten führt. Der Gedanke mit dem Bordell ist ein ganz anderer. Es gab eine Zeit, und wie haben wir diese Szenen in Filmen von Fellini geliebt, da hat der Papa zu seinem Filius gesagt, so, ich bringe dich jetzt zur, nennen wir sie, Madame Rosa. Bei der war der Vater ein Leben lang bestens aufgehoben. Die Ehefrau wusste das und hatte nicht viel dagegen. Diese Madame Rosa also hat den Sprössling dann an die Hand genommen, nach oben geführt und mit kenntnisreicher Ruhe und Erfahrung in die Liebe eingeführt. So hat man frühen Traumatisierungen vorgebeugt.

Über die Söhne anderer Väter lässt sich leicht reden. Wie halten Sie es mit Ihrem eigenen, etwa, was das Thema Rauchen anbetrifft?
Ich rate ihm, sich nicht mit Leuten wie Ihnen zu unterhalten! Aber Spaß beiseite: Ich sage ihm, er soll sich freimachen von allen Einflüsterungen über die angebliche Schädlichkeit eines gelungenen Lebens. Die eigentliche Krankheit unserer Zeit ist weder das Rauchen noch das Trinken, noch der Sex im Bordell oder sonst wo, sondern die Angst. Die Leute haben Angst: Angst vor Überraschungen, Angst vor dem Chaos, Angst vor dem Leben, Angst vor den Folgen der Neugier auf ihr Leben. Kinder sind neugierig. Lass sie hinausrennen in die Dunkelheit. Lass sie qualmen und billigen Fusel trinken. Sie sollen die Sünden umarmen, dann kommen sie heil heraus.

Wenn Sie, was die Götter verhindern mögen, dereinst mit Lungenkrebs auf dem Sterbebett liegen sollten – könnte sich dann an Ihrer Haltung noch etwas ändern?
Dass ich das Rauchen je bereuen werde, halte ich für ausgeschlossen. Ich kann ja nicht ein halbes Jahrhundert bereuen. Das wäre das Eingeständnis, dass ich ein Vollidiot war.

HAMBURG_HOHE BLEICHEN 22
MÜNCHEN_MAXIMILIANSTRASSE 27
KEITUMSVLT_C.-P.-HANSEN-ALLEE 1

SPORTSWEAR COMPANY GERMANY GMBH +49 (0)89 35892730



43927 SOFT SHELL-R WITH PRIMALOFT® INSULATION TECHNOLOGY
SHORT JACKET IN SOFT SHELL-R, TWO-PLY PERFORMANCE FABRIC WITH AN 8000 MM WATER COLUMN. THE OUTER FACE, WITH A JERSEY APPEARANCE, IS LAMINATED TO A BREATHABLE, WINDPROOF AND WATERPROOF MEMBRANE. THE FABRIC CONSTRUCTION BESTOWS THE GARMENT WITH EXCELLENT FLEXIBILITY AND COMFORT. THE GARMENT HAS BEEN PADDED WITH A SUBSTRATE IN PRIMALOFT®, AN EXCLUSIVE BLEND OF FIBRES WITH ULTRA FINE DIAMETERS, CREATING MILLIONS OF AIR SACKS, WHICH PROVIDE EXCEPTIONAL INSULATION CAPACITY. RIBBED JERSEY BOMBER COLLAR. DIAGONAL POCKETS WITH HIDDEN ZIP FASTENING. RIVETED EDGE AT CUFFS, BOTTOM HEM AND FASTENING. ZIP FASTENING.

FOTOS BRIGITTE FRIEDRICH, DIETER RÜCHEL

„Wer raucht, kann endlich in Ruhe über das, was er denkt, nachdenken.“



Aus einem unveröffentlichten Gedicht

STONE ISLAND
WWW.STONEISLAND.COM

Ein Königreich für eine Socke

Nur langsam näherte sich Philipp der großen Straße, die mitten durch die City of Westminster verlief. Ganz London schien auf den Beinen. Er würde The Strand ein paar hundert Meter in Richtung Norden laufen und sich rechts halten. Entweder das Savoy stünde dann schon in Flammen, oder er wäre gerettet. Nach dem Dinner zu Fuß in seinen Club zurückkehren wollte er nicht, man musste sein Schicksal nicht zweimal herausfordern. Sollte er vorsorglich schon mal ein Zimmer reservieren? Seine alte Freundin Giorgia anrufen? Ein so hübsches Mädchen könnte doch auch hasserfüllten Männern, die gegen die Troika demonstrierten und ihr womöglich den Weg zum Hotel versperrten, den Kopf verdrehen.

Focus, Philipp, focus. Noch befand er sich nicht mal annähernd am Ziel seiner Träume. Philipp erinnerte sich an die Spionageromane aus seiner Jugend. Wie hatten es seine Helden geschafft, von einem Ort zum anderen zu kommen, ohne in der Menge aufzufallen? Von seiner *I-don't-give-a-fuck*-Attitüde war er mittlerweile abgerückt. Sherlock Holmes' Devise lautete zwar *It's so overt, that it's covered*, aber darauf wollte er sich nicht verlassen. Er könnte sich jedoch einen Banner, eine Regenbogenfahne oder sonst irgendein Demo-Zubehör nehmen und den Geläuterten spielen. Was aber, wenn man ihn als Troikaner identifizierte? Die *Deny-till-you-die*-Karte spielen oder alles zugeben, Mitgefühl heucheln und auf Milde hoffen? Für die Arbeit seiner Vorgänger in Griechenland war er nicht verantwortlich, und seine eigene in UK hatte noch nicht einmal begonnen. Ob jedoch seine demonstrierenden neuen Freunde so rational dachten? *Highly doubtful.*

Philipp fühlte sich jetzt schon wie ein Besucher vom Planeten Money inmitten all der Menschen, dabei hatte er das Epizentrum des Protestes noch gar nicht erreicht. Ein paar Londoner kamen gerade vom Einkaufen. Andere strebten mit wütenden Blicken in Richtung Strand, manche mit Rastalocken, manche mit Glatze, ein paar vermummt. Ein Opa im grauen Anzug schleppte sichtbar angestrengt eine große Attac-Fahne mit sich herum.

Vor einem Elektronikgeschäft blieb Philipp stehen und guckte zwischen dem Sicherheitszaun auf die eingeschalteten Fernsehgeräte. Auf allen Kanälen liefen Live-Bilder eines Hubschraubers, der wie ein Vogel um seine Beute kreiste. Es mussten Hunderttausende sein. Am einen Ende des abgesperrten Bereichs stand eine riesige Bühne, auf der eine Rockband spielte. Ein Freund hatte für den Sänger und Gitarristen mal einen Treuhänderfonds in der Karibik gegründet, um Steuern zu sparen. Und jetzt spielten sie das Lied der Antikapitalisten. Die Kamera schwenkte nun über die gesamte Demonstration. Gut, ein paar Bengalo-Feuer brannten schon, das Savoy, für Philipp Inbegriff der schönen alten Welt, aber noch nicht. Prachtvoll leuchtete das Hotel zwischen The Strand und Themse.

Nah und doch so fern, dachte Philipp wehmütig und schaute sich noch einmal im Schaufenster an. Das Foto in der „Sun“, das ihn mit seinen Troika-Kollegen François und Sokrates zeigte, war etwas unscharf. Es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn ihn jemand erkannte. *Bloody mustache.* Wieso hatte Philipp bloß einen Bodyguard abgelehnt? Auf fast alle seine Vorgänger wurden Anschläge ver-

Philipp hat mit einer Wette auf griechische Staatsanleihen für seine Bank viel Geld verdient – und gleich verloren. Ausgerechnet er muss nun als Mitglied einer Troika das hochverschuldete Vereinigte Königreich zu Reformen zwingen. Ein Vorabdruck.

Von Maximilian Weingartner

übt. Der Mercedes des Deutschen, der vor Jahren in der griechischen Tragödie eine Rolle spielte, wurde mit Hakenkreuzen beschmiert und ging dann in Flammen auf. Heroismus an sich war ja okay. Gedankenlosigkeit aber, die einen Kopf und Kragen kosten konnte, bescheuert.

Bis jetzt lief aber alles einigermaßen nach Plan. „Komme ein wenig später“, schrieb Philipp Franzi, der Troika-Koordinatorin. Wie es ihr wohl ging? Und seinen beiden Mitstreitern? Anthony würde als Prime Minister mit seiner Entourage wahrscheinlich durch einen Geheimgang von 10 Downing Street schleichen oder mit Blaulicht vorfahren. Franzi hätte als Frau wahrscheinlich keine Schwierigkeiten durchzukommen. Sokrates dagegen würde wahrscheinlich versuchen, sich im Schlepptau einer feuer-speienden Greenpeace-Aktivistin durchs Feindesgebiet zu schlagen, nachdem er sie mit seinem griechischen Charme weich gekocht hatte. Und François? Durchsichtig wie der Geist der Aufklärung durch die Menge gehuscht, saß er vermutlich längst in der Lobby und schlürfte – geräuschvoll, wie er es nun mal tat – seinen Orange Peocok.

Philipp schob sich weiter durch die Massen. Mittlerweile fühlte er sich wie in einem Tross von Fußballfans, die dem Stadion entgegenströmten. Nur die Gesänge hörten sich anders an. Die Menschen skandierten Parolen, die ihm alle ziemlich naiv vorkamen, sangen die Internationale und Bella Ciao. Philipp summete die Melodie von „Stern des Südens“, der Vereinshymne seines Lieblingsvereins Bayern München. Ein Mann neben ihm stimmte fröhlich mit ein, ein paar Minuten gingen sie friedlich nebeneinander her. Bisweilen wurde er zwar neugierig angestarrt, aber noch ließ man ihn in Ruhe. Woher bekam er bloß die Utensilien, die seine Rolle als Edellinker glaubhaft machten? In Deutschland konnte man am Rande von Demonstrationen mittlerweile Sticker, Fahnen und Transparente kaufen. Ein paar geschäftstüchtige Linke hatten erst eine Website und dann mobile Shops auf Tapiezertischen gegründet. Dem Unternehmen schlauerweise gleich einen englischen Namen verpasst, nach ganz Europa expandiert und für mehrere Millionen wieder verkauft. So einen Laden benötigte er jetzt.

„Excuse me, wo finde ich einen Red Stuff?“, fragte er eine junge Frau mit Sommersprossen und Rehaugen, die sich anscheinend auf dem Weg zur Demo befand mit

ihrem hübschen, für das Wetter viel zu kurzen Blümchenkleid. Nur der Sticker mit „I love Black Block“ auf ihrer Brust stand ihrer Liebe wohl im Weg.

„Was wollen Sie denn da?“

„Na, ich habe, wie man sieht, meine Sachen zu Hause vergessen.“

Die Frau glaubte ihm kein Wort, zeigte aber unwirsch nach links.

„Fünfzig Meter, können Sie nicht verfehlen.“

„Ich trage Smoking, aber mein Herz am rechten Fleck“, sagte Philipp, guckte beleidigt, zog von dannen und lachte still in sich hinein. Die dachte wohl, um links zu sein, müsse man stinken und arm sein.

Philipp liebte shoppen. Voller Vorfreude und weil er fror, trippelte er mit seinen Füßen auf der Stelle. Vor dem Stand wartete, sehr zivilisiert, eine lange Schlange von Menschen. Der Shop schien wie gemacht für ihn. Vor ihm standen durchweg Leute aus der Mittelschicht, passabel angezogen, unaufgeregt, weil aus ihren wilden Jahren demonstrierenderfahrung. Alle deckten sich mit den neuesten Produkten ein. Klassische *early adopter*. Philipp kaufte einen Schal des FC AFA, der antifaschistischen Aktion Großbritanniens, einen Aufkleber mit *Fuck the Monarchy* und einen mit *Eat the rich*. Wie sagte Napoleon? Alle Revolutionen kommen aus dem Magen. Er erwarb einen Schokoriegel Cuba, einen mit Erdnüssen, Chavez genannt, und biss sofort gierig hinein. Chavez schmeckte etwas modrig, Cuba besser.

„Haben Sie auch ein paar Steine?“, fragte Philipp.

„Nein, aber keine Sorge, die fliegen gleich“, sagte der alte Mann mit dem braunen Spitzbart. Philipp schenkte ihm ein Nicken und gab ihm eine Prise „Denen werden wir's schon geben“ dazu. Er hatte in seinem Einkaufsrausch verdrängt, dass er sich immer noch im Feindesland aufhielt. Während er in eine dunkle Seitenstraße eilte, begann er sich umzuziehen, entledigte sich seiner Fliege, hängte sie lose um seinen Hals wie sonst nur morgens, wenn er den Walk of Shame vom Schlafzimmer irgendeiner Festbekanntschaft nach Hause antrat, und ersetzte sie mit seinem neuen Schal. Er verstrubbelte seine Haare und schaute nun aus wie Che Guevara in *sexy*. Die Sticker heftete Philipp an das Sakko seines Smokings.

Wohin nur sollte er mit seinem Kamelhaarmantel? Mit diesem knallbeige-farbenen Ding lud er doch förmlich Tierschutzaktivisten ein, ihn zu verprügeln. Außerdem trugen fast alle anderen um ihn herum gedeckte Farben, die meisten Schwarz und Grau. Die älteren Herrschaften abgetragene Mäntel und Duffelcoats, die an Existentialisten erinnerten, die jüngeren selbstgestrickte Pullover. Nur einzeln stachen weibliche Köpfe mit rot gefärbten Haaren heraus. Bunte Irokesen-Haarschnitte, die Philipp immer sehr phantasievoll fand, fehlten. Dagegen hatte der Nazi-Schick, der *undercut*, über arabische Jugendliche wieder an Salonfähigkeit gewonnen. Was für eine Geschichtsvergessenheit.

Wie ein nervöser Geheimagent an seinem ersten Tag schaute sich Philipp nach allen Seiten um, ob ihn jemand beobachtete, zog seinen Mantel aus, nahm die leere Tüte von Red Stuff, stopfte ihn dort hinein und versteckte sie dann hinter der kleinen Mauer eines an die Straße gren-

zenden Grundstücks. Alasdair, sein Fahrer, könnte sie morgen einfach abholen. Das Wunderbare an seiner Verkleidung war, dass er mit ein paar Handgriffen einfach in sein altes Leben als Turbo-Kapitalist, Troikaner und Gentleman zurückkehren konnte. Kleider machten eben doch Leute! Es lebe Wenzel Strapinsky, das arme Schneiderlein, aus Gottfried Kellers „Kleider machen Leute“. Wie es der Zufall wollte, war auch er im Schnee zu seiner falschen Identität gekommen. Wenn auch andersherum, wenn Philipp die Erinnerung an seine Schullektüre nicht trog.

Irgendein Accessoire fehlte an seinem Outfit allerdings noch. Eine Fahne wäre klasse gewesen, die letzte hatte sich aber ein bekannter Rechtsanwalt aus Kensington unter den Nagel gerissen. Ob er wirklich links war oder nur so tat? Philipp guckte sich um, auf der Suche nach einer Inspiration. Eine rote Flagge mit einer weißen Rose in einer geballten Hand lehnte griffbereit an einer Mauer. Neben ihr aber auch ein hünenhafter Mann mit Mönchskranz und gutmütigem Blick. Sozialarbeiter womöglich oder ehemaliger Schwerkrimineller, der nun Jugendlichen mit schwieriger Kindheit in einem Camp zeigte, wie man andere auf die richtige Weise schlägt. Was nun? Die Fahne abkaufen ging nicht, klar. Klauen? Moralisch gesehen, befand sich Philipp in einer Notsituation, und der Zweck heilige die Mittel, sagten die Leftis doch immer.

Philipp musste den perfekten Moment... da war er! Zwei Brit-Punks, mit ihren Röhrenjeans wie aus einem Katalog von Vivienne Westwood, stritten sich. Er verstand kein Wort. Wohl darüber, wer den ersten Stein werfen durfte oder ob man den Klassenfeind vierteln oder doch lieber enthaupen sollte. Philipp war ganz aufgeregt. Der Besitzer seines Objekts der Begierde glotzte dem Schauspiel jedoch noch gleichgültig zu und konnte sich offensichtlich nicht entscheiden, ob er eingreifen sollte oder nicht. Irgendwann tat er es jedoch. Der Muskelprotz stellte sich zwischen die beiden Streithähne und schaute sie vorwurfsvoll an. Sozialdemokratische Konfliktlösung par excellence. Sekunden später droch der eine Punk dem anderen eine Flasche Astra über den Kopf.

Die Chance für Philipp. Ein Blick nach links, ein Blick nach rechts. Niemand beachtete ihn. Er griff nach der Fahne und wetzte auf und davon in die Menschenmenge, die wie ferngesteuert an dem kleinen Drama vorbei geschlurft war. „People over profit, people over profit“, schrie Philipp übermütig und schwenkte seine günstig erworbene Fahne. Ein Schwarzer mit blond gefärbten Haaren hinter ihm stimmte mit seiner Trommel ein. Eine schlaksige Frau mit leicht abstehenden Ohren bewegte ihre Hüften dazu, ihr kleinerer Freund fasste ihr an den Hintern und wippte im Rhythmus mit.

If you can't beat them, join them, dachte Philipp und setzte seinen Marsch der Gerechtigkeit fort. Ab und zu skandierte er ein paar Parolen mit und versuchte sich ansonsten, so gut es ging, zu assimilieren. Er diskutierte über die angeblich ungerechte Verteilung von Rohstoffen und Nahrung, die Ausbeutung der Dritten Welt, spielte geschickt Veganer und Vegetarier gegeneinander aus und träumte dabei von einem blutigen Ribeye-Steak mit gemaniplierten, dafür aber wunderbar knackig schmeckenden Bratkartoffeln. Dabei erwarb sich Philipp durchaus

die Anerkennung seiner Mitläufer, weil er ein schier ungläubliches Faktenwissen aufweisen konnte, das er für den Moment einfach politisch umdrehte. Die Zeit verging wie im Flug. Es war unglaublich unterhaltsam.

Endlich befand er sich auf The Strand. Nur noch wenige Meter, und er hatte es geschafft. Wie er sich freute. Man würde ihn in der Eingangshalle des Savoy mit einem Glas Champagner empfangen. Die anderen Gäste würden fragen, wie es ihm gehe, ob er denn gut in ihrem famosen Land angekommen sei. Er würde antworten, na klar, Kinderspiel, die Eroberung aus der Luft habe genau eine Stunde gedauert. Die Leute würden verkrampt lachen. Was kein Wunder war. Denn Philipp würde sie schon in wenigen Stunden aufklären, was er und die anderen zwei Troikaner mit ihrem Land anstellen wollten.

Noch lagen aber andere Hürden vor ihm. Innerhalb weniger Meter hatte sich die Volksfeststimmung verändert. Die harmlosen Sonntagsdemonstranten mussten einen anderen Weg gegangen sein. In weiser Voraussicht? Die Transparente offenbarten nun die wahre Gesinnung der Leute um ihn herum. Es wurde zum Kampf gegen die Bourgeoisie und den korrupten Staat aufgerufen. Einer hob ein Schild mit der Königin als Zielscheibe in die Lüfte, ein anderer ein Bild vom jüngeren Prinzen in einer SS-Uniform, ein dritter, okay, ganz witzig, ein Nacktfoto der Ehefrau von Philipps Freund, dem Duke. Philipp konnte keine Details erkennen, weil es nun auch noch neblig geworden war. Dieses verflixte Londoner Wetter!

Gewalt lag in der kalten Luft. Der sichtbare Atem der Menschen versprühte den Hauch des Todes, nicht mehr durch moralische Überlegenheit, sondern schöne Pflastersteine. Um Philipp herum standen nur noch vermummt Gestalten, dunkle Kapuzenpullis tragend, eingekreist von schwer bewaffneten, wunderbar martialisch aussehenden Polizisten und mobilen Einsatzgruppen. Wo waren bloß die Wasserwerfer? Würde der XK511 zum Einsatz kommen? „Jetzt geht's los“, sagte ein Mann im ollen Tweed-jackett lächelnd, mit dem Philipp gerade noch über die Nachteile von Windstrom debattiert hatte, und zog eine Gesichtsmaske auf. Aus unerfindlichen Gründen gingen die Punks, Skins, Anarchos oder weiß der Geier welche Richtungen noch, aufeinander los, sprangen mit voller Absicht auf andere drauf, schubsten sich und freuten sich wie Bolle. Reggaeton dröhnte dazu aus den riesigen Boxen. Das schien wohl eine Art traditioneller Tanz zu sein. Sollte Philipp mit *dancen*?

Zu spät. Das Vorgeplänkel war vorbei. Die ersten Steine flogen auf die Polizisten, die ihrerseits mit Gebrüll, Schutzschildern und Schlagstöcken auf die Demonstranten zurasten. Philipp versuchte, aus dem Kessel zu entkommen. Es ging nicht. Eingezwängt zwischen anderen Körpern, musste er sich erst befreien, weil die Polizei die Demonstranten immer stärker einkesselte. Philipp fürchtete um sein Leben. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. Die Fahne konnte er kaum mehr halten. Wenn er sie niemandem auf den Kopf hauen wollte, musste er sie schnellstens loswerden. Seine Ellbogen einsetzend, flüchtete er in einen kleinen Park mit Büschen und Bäumen.

„Hey, Sie sind doch einer von der...“, hörte Philipp auf einmal jemand neben sich sagen. „Was, ich? Nein, *I'm*

Captain Nemo“, fiel er der Stimme ins Wort und rannte panisch durch das Gestrüpp, bevor er einen Schlag im Gesicht spürte, das Gleichgewicht verlor und in den Schnee fiel. „Hilfe, ein Anschlag, Hilfe“, schrie Philipp und presste seinen Körper auf den brethart gefrorenen Boden.

Niemand hörte ihn. Flach lag er auf ehemals feinstem englischen *lawn* reglos da. Von dem Attentäter war nichts zu sehen. Der Kampf vor ihm ging weiter. Was für ein Spektakel. Er bekam Lust zu wetten, wollte auf die einzelnen Kämpfer setzen. Der DJ spielte griechische Sirtaki-Musik. Schade, dass der gute Sokrates das nicht hörte. Es klang wirklich gut, wie der Junge griechische Folklore mit „God Save the Queen“ abmischte.

Philipp rollte sich etwas weiter weg in den Schutz einer Hecke, wo ihn die Polizeischeinwerfer nicht erreichen konnten. Er würde einfach ein bisschen in seinem Versteck verharren, bis die Lage sich beruhigte. Nichts rührte sich in seiner Nähe, er hatte sich tatsächlich retten können. Wie hatte der Angreifer ihn bloß erkannt? Und warum war er ihm nicht sofort nachgespurt? Womit hatte man Philipp geschlagen? War es überhaupt ein Schlag? Und nicht vielmehr ein langer Ast mit Nadeln, der eine Blutspur hinterlassen hatte, wie er spürte, als er sich ins Gesicht fasste? Widerwillig opferte er ein handrolliertes Taschentuch und betupfte seine Wunden. Philipp schaute auf sein Handy. Kein Empfang. Zu spät kam er auch noch. Wie peinlich. Eigentlich wäre es am besten, jetzt abzuhauen. Philipp schaute, ob die Luft rein war, schlich in gebückter Haltung durch den Park zu einem Zaun und zwängte sich durch eine Lücke nach draußen.

Geschafft. Er musste nur noch den Bürgersteig geradeaus laufen, dann war er... Nein! Das durfte nicht wahr sein. Nein! Nein! Nein! Direkt vor dem Savoy standen Hunderte und demonstrierten gegen die Troika. Irgendein Verräter musste ihnen einen Tipp gegeben haben. Auf einem der Schilder las er „Men in Black“, auf einem anderen konnte er sein Konterfei erkennen, mit einem „Go Home“ darunter. Nein, das würde er nicht. Niemals würde er sich den Parmaschinken vom Brot nehmen lassen, dachte Philipp und rannte los. Er sprang über im Weg stehende Koffer, Mülleimer, kleine Kinder an den Händen ihrer demonstrierenden Eltern, hechtete über die letzte Absperrung und... fiel hin, wenige Meter vor dem Ziel.

Stille. Philipps Kopf dröhnte, seine Knochen taten weh, wieder schmeckte er salziges Blut. Er schloss die Augen und träumte von seinem guten, alten Leben. Als er sie wieder öffnete, schaute er in das Gesicht eines himmlischen Wesens mit blonden Haaren, das ihn mit einem bezaubernden Lächeln anstrahlte.

Der Engel blickte Philipp an. Sein Smoking war zerrissen, sein Gesicht schmutzig, an seinen Lippen und seiner Nase klebte Blut. Auf dem einen Sticker an seinem Revers stand nur noch *Monarchy*, auf dem anderen *Rich*.

„Wer bist du, Engel?“
„Hey, I'm Philippa, nice to meet you“, sagte der Engel und half ihm auf die Beine.

Der Text ist ein gekürztes Kapitel aus dem Roman „Ein Königreich für eine Socke“ (204 Seiten, 12,99 Euro, über Amazon und im Buchhandel), der dieser Tage erscheint.



**ALBERTO SCACCIONI**

Dieser Mann tritt in Berufskleidung auf. Alberto Scaccioni ist CEO von „Ente Moda Italia“ und Geschäftsführer der Holding „Centro di Firenze per la Moda Italiana“, zu der auch die Herrenmodemesse Pitti Uomo gehört. In diesem Fall macht Scaccioni jedoch nicht einmal Werbung für italienische Produkte, für die er eigentlich zuständig ist. Anzug und Krawatte sind von der japanischen Marke Camoshita, das Hemd ist von Kenneth Field. Aber er wechselt ohnehin dauernd. Und er liebt eben „American Trad“, wie man den traditionellen Stil der Ivy-League-Universitäten aus den fünfziger und sechziger Jahren nennt. Da wird kein Italiener etwas dagegen haben.

**JULIAN EXPOSITO-BADER**

Was es alles für Berufe gibt! Julian Exposito-Bader ist Chefeinkäufer für Amazon Europa – und zwar für Schmuck. Der Neununddreißigjährige, der in Ecuador Kommunikation studiert und in London seinen MBA gemacht hat, hat deutsche, arabische und spanische Wurzeln. Man trifft Julian, der in London arbeitet, vielleicht nicht ganz aus Zufall im schattigen Innenhof eines Gebäudes der Pitti-Messe. Denn die Dries-van-Noten-Hose und die Jacke von Omar Kashoura wirken nicht so, als hielte man es darin auch bei 37 Grad gut aus. Julian, der außerdem Eytysschuhe trägt, eine Loup-Noir-Tasche und eine Armani-Uhr, widerspricht aber: „Ist alles ganz leicht.“ Das entspricht auch seinem grundsätzlichen Motto: „Meine Mode muss einfach sein.“

MANN IM ANZUG

Wo ziehen sich die Männer am besten an? Bei den Modemessen in Florenz und Mailand.

Fotos Helmut Fricke
Text Alfons Kaiser

**HECO DAI**

Aus den Tausenden Messebesuchern, die am Morgen durch den Giardino di Valfonda zur Modemesse von Florenz gehen, sticht er durch seinen konservativ fortschrittlichen Stil heraus. Heco Dai, erst 26 Jahre alt, ist Gründer des Herrenmodegeschäfts Noos

(„Never out of stock“) in Shanghai. Er führt dort rund 40 Marken, hauptsächlich aus Italien und Großbritannien. Die Jacke von Boglioli, die Krawatte von Luigi Borrelli, die Wildlederschuhe von Carmina aus Mallorca, die Tasche von Marinella aus Neapel, der Hut von James Lock & Co., dem britischen

Hutmacher, die Brille von der amerikanischen Marke Dita – das alles ist wunderbar abgestimmt und sinnvoll aufeinander bezogen. Der Designer, der in Central Saint Martins in London studierte, zählt sich zu einer neuen Generation in China. Fast zehn Jahre lang hat er in England gelebt. It shows!

**JONATHAN LEE**

Er wirkt unangestrengt wie ein Schüler. Aber Jonathan Lee, Einkäufer für den Modeladen „Shine“ in Hongkong, ist so markenbewusst wie seine Kunden. Hemd und Schuhe sind von Prada, der Pullover ist von Gucci, die Tasche von Loewe, die Shorts von der japanischen Marke John Lawrence Sullivan – das Multibrand-Konzept von „Shine“ wendet der „Senior Buyer“ also auch auf sich selbst an. Jonathan, der schon auf die 40 zugeht, hat in Vancouver Wirtschaft studiert und in Tokio, Nottingham und an der University of Arts in London Modedesign. Was man nicht lernen kann, sondern können muss: Shorts zu lieben. Zu Florenz passt im Sommer kein Kleidungsstück besser.

JÖRG BROSKA

Das soll bunt sein? Jörg Broska könnte noch ganz anders. Denn der Designer aus Frankfurt, der auch in Florenz seine Herrenaccessoires an den Mann bringen möchte, entwirft Tücher, Krawatten und nun auch Brillen in den wildesten Mustern, die aber, und das ist der Witz, trotzdem passen. Seine Krawatte und sein Hemd, beide selbst entworfen und in Italien hergestellt, geben einen Begriff von den Mustermöglichkeiten. Die Hochwasserhose und die Sandalen schreiben wir mal der Hitze im Süden zu. Mit den kraftvollen Farben zieht er die Blicke auf sich, mit Krempel- und Knitterdetails zeigt er entschiedene Nonchalance. Man muss aber schon sagen: Wenn er im Alnatura an der Eschersheimer Landstraße einkauft, ist er meist einfacher gekleidet.



**SYLVAIN JUSTUM**

Vor der Ferragamo-Herrenschau an der Piazza degli Affari in Mailand warten Dutzende toll gekleideter Männer. Aber Sylvain Justum ragt heraus, obwohl er gar nicht groß ist, sondern eher zierlich. Stimmt alles: von den Sneakern, die Osklen aus der Schuppenhaut des brasilianischen Pirarucu-Fischs gefertigt hat, über die Hose von Ralph Lauren und den Blazer von Margiela bis zu den graumelierten Haaren. Als Modechef der brasilianischen „GQ“ weiß er eben, wie man's macht. Sein Rezept: „Individualität ist wichtiger, als trendy zu sein.“ Nur eine Regel des Arbeitslebensstils hat der Dreiundvierzigjährige nicht beachtet: Er ist besser gekleidet als sein Chefredakteur, der es aber mit Würde erträgt, dass er nicht fotografiert wird.

ALESSIO GIGLIANI

Aus Liebe zur Mode hat er das natürlich alles gemacht. Alessio Gigliani hat aber wirklich bewiesen, dass die Leidenschaft tief ist und lang dauert: Im Mai feierte er den zwanzigsten Jahrestag der Gründung seines Geschäfts „Dandy's“ in Rom. Alessio ist der beste Werbeträger für seinen Laden an der Via Galvani. Er trägt ein Gilet von L.B.M. 1911, eine Hose von Berwich, Socken von Gallo und ein Hemd aus eigener Produktion, also von „Dandy's“. Wichtig ist ihm: „Tutto è fatto in Italia.“ Alles soll, bitte schön, in Italien hergestellt worden sein. Als ob er diese Haltung auch persönlich vermitteln wollte, spricht Alessio keine lebende Fremdsprache. Er teilt sich halt durch Chiara mit, seine Begleiterin. Und natürlich durch seinen so aufgeräumten wie hemdsärmeligen Stil.

**FILIPPO SORRENTINO**

Die selbstbewusste Haltung hat er seiner Jugend entliehen. Filippo Sorrentino ist nämlich gerade einmal 21 Jahre alt und studiert Design an der Nuova Accademia di Belle Arti in Mailand. Zur Mode ist er mit seiner Freundin gekommen – die beiden verlassen gerade die Armani-Schau. Zu den NMD-Sneakern von Adidas trägt er daher Hose und Jacke von Armani, außerdem eine Brille von Swatch, einen Armreif von Cartier und eine Uhr von Hublot. Sein Motto: „sportivo e elegante insieme“, gleichzeitig sportlich und elegant. Er findet es lustig, dass Armani nun mit den weiten Hosen wieder in Mode ist. Das ist er, Filippo, somit nun natürlich auch.

MANN IM ANZUG

LAVINIU FLONTA

„Man muss anders sein.“ Das hat Laviniu Flonta schon mal geschafft, mit einem selbstgeschneiderten Anzug, mit farbenfrohen Nike-Sneakern, der Krawatte von Gutteridge und der Ray-Ban-Sonnenbrille. Und natürlich mit seinem Bart, den er seit dreieinhalb Jahren nicht rasiert hat. Laviniu stammt, wie sein Vorname verrät, aus Rumänien. In seiner Heimatstadt Oradea an der Grenze zu Ungarn betreibt der Fünfundzwanzigjährige den Barbershop und Männermodeladen „Sprezza By Laviniu Flonta“. Und weil man anders sein muss, ist er auch Blogger und auf Instagram leicht unter #beardalicious zu verfolgen. „Es kommt auf den spannenden Mix an.“ Wir haben verstanden. Und ahnen, dass sich das Motto auch auf das ganze Leben bezieht.

**KAMPOL LIKITKANJANAKUL**

Diese Moderedakteure! Wissen einfach immer, was man tragen muss. Das Hemd ist von Thomas Pink in London, der Anzug von der thailändischen Marke 1978 studio, die Schuhe von Fratelli Rossetti, die Tasche von Hugo Boss, die Sonnenbrille von Ray Ban.

Kampol Likitkjanakul aus Bangkok, der sich auch kurz Pop Kampol nennt, ist Stylist und Redakteur der thailändischen „GQ“; vorher war er bei „L'Officiel“. Der Sieben- und dreißigjährige, der einst das London College of Fashion besuchte, liebt formelle Kleidung. Auf Instagram (#popkampol)

beweist er es. Höchstens am Wochenende, im Park, sagt der Stylist, der gerade auf dem Weg zur Prada-Schau in Mailand ist, trage er vielleicht mal eine weiße Hose oder einen leichten Leinenanzug. „Aber immer schick und höflich und wohlbezogen.“ Und wer kann das schon von sich behaupten?

**ROBERT DODD**

Es gibt solche und solche Dandys. Die meisten sind solche. Robert Dodd nicht. Er ist nicht einmal ein Dandy. Und er ist gewiss nicht dabei, wenn sich die „Pitti Peacocks“ aufplustern, also die Pfauen der Männermode. Robert, der in seinem Showroom in Paris große internationale Marken vertritt und vertreibt, ist eines der sehr seltenen Stilvorbilder, die entspannt geblieben sind. Schlichter und besser kann man sich kaum kleiden: Die Hose ist von Christophe Lemaire, das Hemd von Jil Sander aus den Neunzigern, die Sneaker sind von Superga. Und weil man als Zweiundfünfzigjähriger auch nicht auf falsche Marken hereinfällt, schwört er auf T-Shirts von Mey, also dem guten alten deutschen Wäschehersteller von der Schwäbischen Alb. Beschte Ware.

FABRIZIO POLITI

Spürt man es wegen der zielgerichteten lockeren Pose? Oder weil das alles nur allzu gut zusammenpasst? Fabrizio Politi gehört jedenfalls zu denen, die aus dem guten Look ein gutes Geschäft gemacht haben. Er trägt Levi's 501 und an den Füßen das Modell Iron Ranger von Red Wing. Der Art Director und Instagrammer (#misteruniquelife), laut Selbstauskunft ein „Tattoo and Bulldog Lover“, mag Vintage-Klamotten. Und die Storys stimmen auch: Seine Mutter, erzählt er, wollte das Jeanshemd nicht zurechtschneiden und Taschen annähen – also hat er es kurzerhand selbst gemacht. Fabrizio macht übrigens auch Werbung für die Veranstaltung „Denim Boulevard“. Welche Pose und welche Hose hier Reklame sind oder nur Werbung für ihn selbst – wer weiß das schon!





Dinner for one? Das ist kein Drama für den Gast – jedenfalls, wenn es sich um einen Mann handelt.

Einer dieser ungewöhnlich warmen Abende Anfang September im Frankfurter Nordend. Die Terrasse des Italiens ist vollgestellt mit Tischen. Familien, Vierergruppen, Dates oder schon Paare, wer weiß. Und Geschäftsfreunde oder Kollegen, wer weiß. Die Sätze, typisch für Frankfurt, sind noch am Tisch nebenan zu hören: „Deine Workload steigt einfach.“ – „Jetzt gehen wir die Extramile.“ Von Georgs Tisch aus ziehen keine Gesprächsfetzen rüber zu anderen. Seine Tisch-Konstellation ist nicht schwer einzuordnen. Dates? Kollegen? Georg sitzt auf der Bank mit Blick auf die Straße, nicht mit Blick auf sein Gegenüber. Er ist alleine hier, trinkt ein Bier und wartet auf seine Pizza. Georg wohnt in der Gegend, arbeitet in der Gegend, ist 36 Jahre alt, hat gerade keine Partnerin, aber eigentlich genug Freunde, so versichert er, um an diesem Abend nicht alleine auf seine Pizza mit Parmaschinken warten zu müssen. Warum er trotzdem zum Dinner for one aufgebrochen ist? „Spontan-Entscheidung. Ich komme gerade von der Arbeit, und hier sitze ich doch besser als in meiner Zweieinhalbzimmerwohnung ohne Balkon.“ Früher hat er das zwar auch nicht so oft gemacht, aber diesen Sommer ging es los. Ist jetzt schon fast zur Gewohnheit geworden. „Ich war bestimmt schon fünfmal in den letzten Wochen hier.“ Immer alleine.

Klar, auch bei Georg hört der Spaß irgendwo auf. Er würde sich zwar an eine Fast-Food-Bude alleine stellen oder eben hier in die Pizzeria setzen, zum Asiaten würde er auch noch alleine gehen. „Wenn es sich ergibt. Einen Tisch reserviere ich aber nie vorab, wenn ich weiß, dass ich alleine komme.“

Trotzdem: Viele Frauen würden sich auch an einem warmen Septembereabend vermutlich mit der Spontan-Pizza in der Zweieinhalbzimmerwohnung ohne Balkon

Er isst gern allein

Der Mann, der ohne Begleitung am Tisch sitzt, gehört schon fast zum Inventar von Restaurants. Frauen sieht man selten öffentlich einsam. *Von Jennifer Wiebking*

wohler fühlen als hier auf dem Präsentierteller des Lebens. Alleine, als soziale Inkompetenz in Person. Der einsame, aber scheinbar glückliche Mann, der einen Tisch für sich belegt und ungestört zu Abend isst, gehört hingegen schon beinahe zum Inventar vieler Restaurants. Man sieht ihn nicht nur sommers auf den Terrassen in Ruhe speisen, er quetscht sich auch winters an den vielen Grüppchen und viel zu eng gestellten Tischen vorbei, zu einem freien Platz mit mindestens zwei Stühlen.

Klar, eigentlich muss heute niemand mehr alleine essen. Es gibt Apps und Networks und Zirkel, die sich um nichts anderes kümmern, als Leute für einen Abend ungezwungen zum Dinner zusammenzubringen. Für Menschen, die neu in einer Stadt sind, ist das ein Segen. Und dennoch: Der einsame Mann isst weiter im Restaurant, er scheint ja glücklich damit zu sein. „Tendenziell gehen Männer eher alleine in die Gastronomie als Frauen“, sagt auch der Psychologe Claus Lampert. Er forscht seit Jahren über das Verhalten von Gästen und Wirten und sieht den Hauptunterschied zwischen Männern, die

alleine essen gehen, und Frauen, die das seltener tun, in der frühen Lernphase. „Wenn ein Baby auf die Welt kommt, ist es unbedarft. Wenn der heranwachsende Junge dann aber erkennt, dass der Vater öfter in die Kneipe geht, auch ohne dort konkret verabredet zu sein, wird er ebenfalls eher dazu neigen, es nachzumachen.“

Und wenn er dann als Mittdreißiger im Jahr 2016 in einer deutschen Großstadt lebt, dann geht er eben nicht mehr in die gewöhnliche Kneipe auf ein Bier, sondern vielleicht auf einen lauwarmen Reissnudelsalat oder eine Pizza Parma. Der einsame Mann im Restaurant ist somit auch eine Weiterentwicklung des Mannes an der Kneipentheke. Da waren Frauen früher ja auch selten alleine anzutreffen.

Dabei ist es nicht so, dass Frauen nie, nie alleine essen gehen würden. Aber Dienstreisen oder Mittagspausen zählen schon deshalb nicht richtig, weil man da oft gar nicht anders kann, als alleine essen zu gehen. Laut einer Studie der amerikanischen University of Maryland vom vergangenen Jahr unternehmen wir Aktivitäten, die als hedonistisch gelten, ungerne alleine. Ein

Restaurantbesuch in der eigenen Stadt zählt dazu, schließlich kann man auch zu Hause kochen. Ein Restaurantbesuch in einer fremden Stadt ohne eigene Wohnung dient dagegen zunächst dem simplen Ziel der Nahrungsaufnahme, und das ist mit Sicherheit keine allzu hedonistische Unternehmung.

Frauen und Essen, das ist ja ohnehin ein Thema für sich. Noch schlimmer: alleine zu essen. Und ganz schlimm: alleine essend auf Menschen zu treffen, die man kennt. Claus Lampert ist trotzdem der Meinung, dass man es lernen kann, alleine in der Öffentlichkeit zu essen und das sogar zu genießen. „Eigentlich sind wir Menschen es ja gewohnt, alleine zu essen.“ Also kann auch jeder lernen, das dort zu tun, wo die Geselligkeit mindestens so wichtig ist wie die Nahrungsaufnahme.

Es muss ja nicht gleich der Ort mit den arroganten Kellnern sein, an dem man eine Dreiviertelstunde auf einen Tisch wartet, um dann doch nur eine Pasta Arrabiata zu bestellen. „Man fängt mit dem Imbissstand an, geht dann mal alleine auf dem Markt etwas essen, dann in ein lockeres Lokal und dann vielleicht sogar in ein cooles“, sagt Lampert. „Das ist ein Lernprozess.“ Am Ende wird man mit einem Zustand belohnt, den der Psychologe „kostbare Einsamkeit“ nennt. Man kann bewusster essen, als das mit Unterhaltung möglich wäre.

Auch der kostbar einsame Mann im Restaurant scheint ja mit sich eins zu sein. Selbst wenn Kollegen oder entfernte Bekannte vorbeikommen. So wie Johannes, der ebenfalls in einer Pizzeria sitzt, am Düsseldorfer Fürstenplatz, und gerade aufgegessen hat. Er ist ein Kollege meines Freundes. Trotzdem scheint das alles andere als ein Drama für ihn zu sein, hier alleine angetroffen zu werden. Warum er da ist? Seine Frau sei hochschwanger und hatte keine Lust mitzukommen. Eigentlich ganz einfach. ◀

ILLUSTRATION VALENTINE EDELMANN

LEBE DEINE LEIDENSCHAFT
„Hagi“ Rada, Barbier. Botschafter traditioneller Werte.
#wearthediplomats

Die Welt braucht mehr Botschafter

Rum
BOTUCAL

facebook.com/botucal



Eine Szene fürs Leben: Almut Berg liegt in „Die Wikinger“ mit Einar, der von Kirk Douglas verkörpert wird, im Bett.



Da sind die Zöpfe noch dran: In einem seltsamen „Wikinger“-Ritual wird die Unschuld von „Pigtails“ überprüft.

„Thank you for proving me innocent!“

In zwei Monaten wird Kirk Douglas 100 Jahre alt. Die deutsche Schauspielerin *Almut Berg* erinnert sich an die Zusammenarbeit für den Film „Die Wikinger“ mit dem letzten echten Mann aus Hollywood.



Vater und Sohn: Kirk und Michael Douglas 2011 in New York

Er war so ein reizender Kerl! Ich würde mich aber nie als seine Kollegin bezeichnen. Er war Kirk Douglas, der Hollywoodstar. Und ich war 19 Jahre alt, kam aus München und hatte noch nie in einem Film mitgespielt. Es war meine erste Rolle überhaupt. Aber Kirk Douglas hatte keine Allüren, überhaupt nicht. Er hat mit allen am Set gesprochen, ob Haupt- oder Nebendarsteller, immer mal mit den Komparsen eine Zigarette geraucht oder ein Bier getrunken. Er hat auch morgens alle freundlich begrüßt: „Good Morning everybody!“ Mich hat er oft auf Deutsch angesprochen, er konnte es ja ein bisschen. „Guten Morgen, Pigtails!“ Oder, nach dem Mittagessen: „Hat es Dir geschmeckt?“ Er fand das lustig.

Kirk Douglas war so unkompliziert und natürlich wie alle Amerikaner. Unkompliziert lief auch schon unser erstes Treffen ab. Es war ja ein riesiger Zufall, dass ich überhaupt in „Die Wikinger“ mitspielen konnte. Nach der Schule wollte ich Schauspielerin werden. Ich hatte im Schultheater schon den Mephisto gespielt. Meine Großmutter hat mich darin unterstützt, ich bin überwiegend bei meinen Großeltern in München aufgewachsen. Also sagte sie, ich solle zu einer Schauspielschule gehen. Das war 1956. Die Aufnahmeprüfung für die Otto-Falckenberg-Schule in München hatte ich allerdings gerade verpasst. Ich nahm dann Privatunterricht bei Lehrern der Schule, bei Frau Turowski und Friedrich Domin.

Als ich einmal vom Schauspielunterricht kam, traf ich auf der Maximilianstraße einen Bekannten, der Reporter bei der „Abendzeitung“ war. Er wollte gerade nach Geiselgasteig rausfahren, wo die Bavaria-Filmstudios waren. Dort hatten sich viele Miss-Kandidatinnen für die Wahl zur „Miss Germany“ versammelt, um Kirk Douglas zu treffen, der dort für die Dreharbeiten von „Paths of Glory“ war, „Wege zum Ruhm“. Mein Bekannter wollte darüber berichten. „Willst Du mitkommen?“ Und ob ich wollte!

Auf dem Filmgelände musste ich lange auf ihn warten und ging deshalb neben den Hallen spazieren. Auf einmal kommt ein kleiner Mann mit wallenden roten Haaren auf mich zu. Auf Englisch sagte er zu mir, ich solle nicht so traurig schauen, aber „er“ sei eben sehr müde. Ich verstand überhaupt nicht, was er wollte oder wen er mit „er“ meinte. Es war Calder Willingham, wie ich später erfuhr, der Drehbuchautor von „Wege zum Ruhm“, der dann auch das Drehbuch für „Die Wikinger“ schrieb. „Ich probiere es mal“, sagte er zu mir, „vielleicht macht er für eine Miss eine Ausnahme. Come on!“

Ich verstand immer noch nichts. Denn was ich nicht wusste: Kirk Douglas hatte allen jungen Miss-Anwärterinnen abgesagt, er war gerade erst aus Amerika angekommen, hatte Jetlag und wollte niemanden sehen. Und Calder Willingham dachte, ich sei eine der Miss-Kandidatinnen. Ich ging also trotz meines mulmigen Gefühls hinter ihm her in eine der Hallen, bis in die Garderobe von Kirk Douglas. Die Tür ging auf, und da saß er auf einer kleinen Couch und blickte uns an. Ich setzte mich neben ihn.

„So, du bist eine Miss?“ – „Ja, ich bin nicht verheiratet.“ – „Du willst also Miss Germany werden?“ – „Nein, ich will Schauspielerin werden!“ Dann erzählte ich ihm kurz, dass ich gerade Unterricht nahm. Er sagte, er werde einen Film machen, „The Vikings“. Da gebe es eine Rolle für ein blondes, junges, hübsches Mädels. „Hättest Du Lust?“ Ich habe sofort „ja“ gesagt und sollte dann meine Adresse aufschreiben. Dann kam noch der Regisseur Stanley Kubrick herein, er hatte einen Fotografen dabei, der ein Foto von Kirk Douglas und mir machte. Und schon war ich wieder draußen.

Nach einem Jahr etwa bekam ich einen Anruf von den Bavaria Filmstudios. Ich solle sofort nach Geiselgasteig kommen. Sie gaben mir ein Flugticket nach Norwegen und einen Vertrag für die Rolle der „Pigtails“ in den „Wikingern“. Ich sollte also seine Wikinger-Geliebte spielen. Kirk

Douglas hatte sein Versprechen gehalten, ich war überwältigt. Mein Vater verbot es sofort: „Kommt nicht in Frage!“ Doch meine Großmutter konnte ihn umstimmen. Also flog ich nach Oslo. Kaum angekommen, gab es den ersten Tiefschlag: Ich solle sofort wieder abreisen, als Deutsche würde ich in Norwegen gehasst, hieß es von der Pressestelle des Filmstudios. Sie suchten schon mit Werbeanzeigen in ganz Skandinavien nach Aspirantinnen für Wikinger-Mädchen. Ich war verzweifelt.

Doch dann kam Kirk Douglas. „Keine Angst, das regeln wir schon.“ Er sah wohl, dass es für mich als Deutsche ein Problem geben würde in Norwegen. Also flog ich nach zwei Tagen zurück nach Deutschland. Doch ich war weiter dabei. Denn Kirk Douglas – als Produzent des Films konnte er das – hatte es so organisiert, dass die Aufnahmen mit mir in Deutschland gedreht wurden. Dort sollten sowieso die Innenaufnahmen stattfinden. Man hat dann für meine Szene sogar die Hütte für meine kurze Außenaufnahme nachgebaut.

Erst liege ich mit dem Wikinger Einar, gespielt von Kirk Douglas, im Bett, dann laufe ich aus der Hütte, als mich Einar allein zurücklässt. Eine weitere Szene ist die „Prüfung“ meiner Unschuld durch meinen zornigen Ehemann nach meinem Zusammenstoß mit Einar. Da musste ich meinen Kopf durch ein Rad stecken. Mein Mann soll dann mit Beilen auf mich werfen: Triff er meinen Kopf, bin ich schuldig. Schneidet er nur die Zöpfe ab, bin ich unschuldig. Einar nimmt meinem Mann aber das Beil aus der Hand, wirft und trennt treffsicher die Zöpfe ab. So rettet er mein Leben. Ich werde den Satz nie vergessen, den ich zu Kirk Douglas sagen musste: „Thank you for proving me innocent!“

Diese Szenen wurden alle in Deutschland gedreht. Es war großartig, ein wunderbares Team. Und Kirk Douglas war so ein wunderbarer Mann. Nie anzüglich, der perfekte Gentleman. Das habe ich später bei deutschen Schauspielern leider anders erlebt. Er sah auch so phantastisch aus. Er muss viel Sport gemacht haben, er war sehr



Im Drama „Das Arrangement“ (1969) spielt Kirk Douglas einen Mann, der aus dem Leben gerissen wird.



Mit John Wayne wartet Kirk Douglas im Western „Die Gewaltigen“ (1967) auf den richtigen Moment.



In „Die Fahrten des Odysseus“ (1954) wird er an den Schiffsmast gefesselt. Es scheint ihm nicht viel auszumachen.



Der Kriegsfilm „Der Schatten des Giganten“ von 1966 (mit John Wayne) beschreibt die Entstehungsgeschichte des Staates Israel.

muskulös. Aber verliebt war ich nie in ihn, dazu hatte ich viel zu viel Respekt. Er war für mich eher der „Herr Douglas“. Aber er war auch nicht in mich verliebt, er war ja verheiratet – und 22 Jahre älter. Über Privates haben wir uns nie unterhalten. Nie hat er gefragt, ob ich einen Freund habe, oder was meine Eltern machten. Aber er hat sich für meine Schauspielausbildung interessiert, ich habe ihm erzählt, dass ich in der Schule Theater gespielt habe.

Für ihn als Sohn russisch-jüdischer Einwanderer war es auch kein Problem, dass ich Deutsche war, nicht einmal so kurz nach dem Krieg. Kirk Douglas hat uns immer sehr zuvorkommend und nett behandelt. Ebenso unkompliziert war Tony Curtis, der Einars Halbbruder Erik gespielt hat, seinen Gegner im Film. Mit Curtis konnte man wunderbar herumalbern, er hatte immer Unsinn im Kopf. Seine Frau Janet Leigh mochte es aber nicht, wenn ihr Mann mit mir herumflachte. Die Tochter der beiden, Jamie Lee, saß oft bei mir auf dem Schoß.

Wenn man mit Amerikanern drehte, waren immer alle ein Team, da gab es keine Hierarchie. Man wurde auch als Kleindarsteller nicht so herumgeschubst, wie ich es später bei deutschen Produktionen erlebt habe. Heinz Erhardt zum Beispiel, mit dem ich 1970 „Das kann doch unsren Willi nicht erschüttern“ gedreht habe, war bei den Dreharbeiten immer für sich, wollte nie mit den anderen etwas zu tun haben. Ganz anders als Kirk Douglas. Ich werde ihm das nie vergessen, dass er sein Versprechen damals in der Garderobe gehalten hat. Meine Karriere wäre ohne die Rolle in den „Wikingern“ sicher nie so verlaufen. Man muss sich das vorstellen: Kirk Douglas verspricht mir unbekanntem Wesen eine Rolle, und ein Jahr später macht er das tatsächlich wahr. Und es gab doch Tausende hübsche blonde Mädchen, denen er in der Zwischenzeit begegnet war. Es ist einfach so: Kirk Douglas, das war noch ein Mann mit Charakter. ◀

Aufgezeichnet von Karin Truscheit.

ALMUT BERG

Sie sieht nicht nur blendend aus, sondern ist mit 1,81 Metern auch eine sehr große Frau. Das hat sie auch schon um eine Rolle gebracht – als Mordopfer von Mario Adorf. Eine so große Frau könne unmöglich glaubhaft ermordet werden, meinte der Regisseur Robert Siodmak bedauernd. Er sollte es 1960 mit einer winzigen Rolle für sie in dem Film „Mein Schulfreund“ mit Heinz Rühmann wieder gut machen. Da hatte sie bereits mit Kirk Douglas und Tony Curtis in dem Historienfilm „Die Wikinger“ gespielt, als wenig sprechende Geliebte des Wikingerkämpfers Einar (Kirk Douglas). Ihre erste Rolle überhaupt war eine prägende Erfahrung für die gerade mal 19 Jahre alte Münchnerin: Am Set lernte sie amerikanische Lässigkeit und die Souveränität der Profis kennen. Geboren am 16. August 1938, hatte Almut Berg schon in der Schule Theater gespielt und ihr Herz an die Schauspielerei verloren. Nach den Wikingern folgten Banditen: Sie spielte in Filmen wie „Die rote Hand“ mit Paul Hubschmid oder in „Bankraub in der Rue Latour“ mit Curd Jürgens. Neben Heinz Erhardt war sie 1970 in „Das kann doch unsren Willi nicht erschüttern“ zu sehen. Kämpferischer zeigte sie sich 1973 in „The Amazons“ unter der Regie von Terence Young. Im Fernsehen wirkte sie für einige Jahre in der Krimiserie „Mit Herz und Handschellen“ mit oder in dem Film „Kein Tag zum Sterben“ aus der Reihe „Der Alte“. Heute lebt Almut Berg in München und erinnert sich gerne an ihre ersten Dreharbeiten, als sie mittags in der Kantine neben dem großen Kirk Douglas saß. (ktr.)



Im Film „Das kann doch unsren Willi nicht erschüttern“ (1970) spielte Almut Berg an der Seite von Günther Jerschke (hinten) und Heinz Erhardt.

„Männer sind viel komischer als Frauen“

Die Schauspielerin Martina Gedeck über Jungs als Mangelware, Gewalt in der Ehe und die wahren Talente des starken Geschlechts

Frau Gedeck, wann haben Sie sich das letzte Mal gewünscht, ein Mann zu sein?

Ernsthaft habe ich mir das wohl noch nie gewünscht. Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern.

Sind Sie gerne eine Frau?

Ich bin nun mal eine Frau. Und ja, ich mag es auch, eine Frau zu sein. Dieses Weiche und gleichzeitig Starke. Ich mag, wie Frauen aussehen. Ansonsten denke ich, dass es zwischen Mann und Frau gar nicht so große Unterschiede gibt. Männer sind gleich empfindsam, und sie haben auch diese große und reiche Innenwelt mit all ihren Sorgen und Nöten – genauso wie Frauen.

Um was beneiden Sie Männer?

Dass sie nicht so viel reden müssen. Frauen reden gerne und viel, so wachsen wir schon auf. Ich erinnere mich an meine Kindheit auf dem Land: Die Frauen haben immer viel miteinander geredet, bei der Arbeit, nach der Arbeit. Sie saßen zusammen und redeten, erzählten sich einfach alles. Männer können Dinge eher für sich behalten, machen vieles mit sich selbst aus. Sie müssen nicht alles bereden. Das ist eine typisch männliche Haltung, die ich mir in den vergangenen Jahren zu eigen gemacht habe, ohne groß darüber nachzudenken.

Sie haben zwei jüngere Schwestern. Welche Rolle haben Männer in Ihrer Kindheit gespielt?

Eine sehr wichtige. Durch Männer, vor allem meinen Vater und meinen Onkel, bin ich früh ermutigt worden – zum Beispiel auf Bäume zu klettern, etwas zu wagen, über das Naheliegende hinauszudenken und auch hinauszugehen. Sie haben mir gezeigt, daß die Freiheit erreichbar ist. Männer haben mich nicht durch Angst und Sorge zurückgehalten. Sich aufzumachen und zu schauen, was los ist in der Welt, ist etwas sehr Männliches.

Fühlten Sie sich bei Ihrem Vater geborgen?

Mein Vater hat mir immer einen großen Schutzraum geboten. Er strahlt bis heute Sicherheit für mich aus, auch weil er selbst in unsicheren Verhältnissen groß geworden ist. Er wusste sich schon als Junge alleine durchzuschlagen. Darum weiß er, dass Sicherheit ein hohes Gut ist. Alleine durch seine Anwesenheit hat er uns Kindern Sicherheit vermittelt, durch seine Größe, seine Anmut, seine Stimme. Mein Vater hat uns gegenüber nie die Stimme erhoben. Das machte ihn so anziehend. Und das ist es auch, was mir an Männern so gut gefällt. Dass sie etwas ausstrahlen, was einen anzieht und gleichzeitig besänftigt. Man fühlt sich plötzlich am richtigen Platz, wenn einem der richtige Mann gegenüber sitzt oder steht.

Hätten Sie gerne einen Bruder gehabt?

Nein, eigentlich nicht. Allerdings habe ich darüber damals nicht nachgedacht. Einen großen Bruder, der mich beschützt oder sich für mich schlägt, hatte ich jedenfalls nicht nötig. Ich hätte mir aber schon mehr Jungs gewünscht, die waren für mich Mangelware. In der Familie gab es kaum welche, und in der Grundschule in Bayern waren zwar die ersten beiden Klassen gemischt, aber danach war ich in einer reinen Mädchenklasse.

Sie waren nie verheiratet.

Nein, das hat sich nicht ergeben.

Sind Sie mit oder ohne Mann an Ihrer Seite glücklicher?

Die Partnerschaft, das Zu-Zweit-Sein, ist etwas sehr Schönes, auch wenn ich den Zeiten, in denen ich alleine gelebt habe, sicher nicht unglücklich war. Glück ist, wenn

es keinen Mangel gibt. Wenn man das zu zweit erlebt, wenn es zu zweit glückt, dann ist das sehr, sehr schön.

Muss ein Mann Ihnen auch eine starke Schulter bieten, an die Sie sich anlehnen können?

Ich mag es, wenn ich mich anvertrauen kann, mich austauschen kann. Es bereichert mich, wenn ich mit jemandem lachen kann.

In einem Porträt wurden Sie als ‚sensibel und sinnlich, scheinbar lasziv, stolz und bodenständig‘ charakterisiert. Das widerspricht sich ja alles.

Weiter hieß es: ‚Martina Gedeck wechselt in ihren Rollen zwischen den Extremen.‘ Wie sehen Sie sich?

Ich finde, dass ich eine gewisse Stärke habe, weiß aber nicht, ob man das auch als Stolz bezeichnen kann.

Mit Stärke meinen Sie, dass Sie ein Anführer sind, durchsetzungsfähig und willensstark wie ein Mann?

Nein, das bin ich nicht. Ich bin eher ein Teamarbeiter. Mir widerstrebt es, mich über andere hinwegzusetzen. Das ist das Schöne an meinem Beruf: Jeder hat so seinen Bereich, seinen Mikrokosmos, in dem er ein Experte ist, aber wir kommen nur weiter, wenn wir alle miteinander arbeiten. Darum mag ich Menschen nicht, die meinen, sie stehen über allen anderen wie Solitär.

Haben es Männer in Ihrem Beruf leichter?

In meiner Generation bestimmt. Da ist es immer noch so, dass Männer viel selbstverständlicher Dinge für sich in Anspruch nehmen. Sie gehen einfach hin und bestimmen, wie es gemacht wird. Das hat Tradition.

Ist es denn besser geworden?

Ich kann nicht für die Zwanzigjährigen sprechen. Aber Frauen meiner Generation, die es im Filmgeschäft zu etwas gebracht haben, die haben entweder sehr viel Fingerspitzengefühl, oder sie gehören zu der Sorte, die mit allen Mitteln ihren Kopf durchsetzen. Da können Frauen schnell noch unangenehmer sein als Männer.

Doris Dörrie hat im Fragebogen dieses Magazins auf die Frage nach ihrem besten Smalltalk-Thema geantwortet: ‚Schönheitschirurgie, damit bin ich in der Filmwelt ständig konfrontiert.‘ Betrifft das in Ihrer Branche vor allem Frauen, dieser Druck, jung und schön sein zu müssen?



Martina Gedeck, Jahrgang 1961, wurde in München geboren, wuchs aber in Landshut auf. Mit zehn Jahren zog ihre Familie nach West-Berlin. Dort besuchte sie nach dem Abitur die Hochschule der Künste (Max-Reinhardt-Schule). Ihren ersten Theatereintritt hatte sie 1985 am Frankfurter Theater am

Turm, bekannt aber wurde sie vor allem durch Kinofilme wie „Bella Martha“, das Oscar-prämierte Drama „Das Leben der Anderen“ und den Oscar-nominierten „Der Baader Meinhof Komplex“. In ihrem neuen Film „Gleißendes Glück“ spielt sie an der Seite von Ulrich Tukur eine Frau, die das Glück seit langer Zeit verlassen hat.

Frauen beschneiden sich selbst noch immer viel zu sehr, weil sie Erwartungen gerecht werden wollen und dabei zu wenig Selbstbewusstsein haben, was ihr Äußeres angeht. Das finde ich wahnsinnig schade, weil doch gerade die Gesichter oft so interessant und lebendig sind, und sie wachsen und verändern sich über die Jahre. Wenn man sie dann in eine Schablone presst, werden sie langweilig. Wer sich unters Messer legt, der verstümmelt sich.

Aber genau das soll es ja nicht sein.

Schönheitschirurgie ist eine Verstümmelung dessen, was man von Natur aus mitbekommen hat. Gerade in unserem Beruf verstehe ich diese Gleichmacherei nicht. Es gibt doch nun mal die seltsamsten Geschöpfe auf der Welt und auch im Film. Schauen Sie sich Bette Davis und Katharine Hepburn an, zwei der größten Hollywoodstars, sie waren gewiss keine Ikonen der Schönheit. Aber sie sahen wahnsinnig toll aus. Männer stehen Frauen übrigens in nichts nach, außer, dass sie auch noch männlich wirken müssen. Das macht es für sie vielleicht noch schlimmer, dass sie nicht so sein können, wie sie eigentlich sind.

Einer Ihrer frühen Kinofilme, an den ich mich erinnere, war ‚Der bewegte Mann‘ mit Til Schweiger in der Hauptrolle. Til Schweiger gilt vielen als Sexsymbol. Das war er ja auch.

Interessieren Sie solche Klassifizierungen?

Nein. Aber ich mag es, wenn jemand sexy oder erotisch ist. Und das kann für jeden etwas anderes sein. Ich fand zum Beispiel Mick Jagger sexy.

Til Schweiger spielt oft den Macho, der Frauen nicht versteht. Ist das nur ein Klischee, oder können Männer Frauen wirklich nicht verstehen?

In England habe ich mal einen Mann getroffen, einen Fischer, der erzählte mir, dass er sich beinahe von seiner Frau hat scheiden lassen. Darüber waren beide sehr unglücklich, denn sie hatten viele Jahre zusammengelebt. Dann aber fand er doch zu ihr zurück, und sie wurden wieder glücklich miteinander. Ihm war nämlich klar geworden, dass er nicht dafür da ist, sie zu verstehen, sondern sie zu lieben. Was bringt es, wenn man den anderen bis ins Letzte versteht oder man sein Selbst ständig auf einem Silbertablett vor sich her trägt. Verständnis hat vor allem mit Nähe und Vertrauen zu tun. Bei einem Macho aber, ob Mann oder Frau, geht es nicht ums Verstehen, sondern um oberflächlichere Bezüge. Mit einer wirklichen Partnerschaft hat das nichts zu tun.

Sie haben in vielen Filmen Frauen gespielt, die sich Männern untergeordnet haben. In Deutschland ist gerade die Verschleierung ein großes Thema. Haben Sie Sorge, dass wir gesellschaftlich aus der Zeit fallen könnten?

Zumindest ist es gut, dass wir heute viel klarer und stärker über die Rolle der Frau reden als vor zwanzig Jahren. Die Burka ist dabei nur ein Trigger, durch den wir feststellen, dass Frauen in unserer Gesellschaft noch immer schlechter gestellt sind, indem sie zum Beispiel weniger verdienen als Männer. Das ist keine gerade neue Erkenntnis. Wir alle müssen etwas dafür tun, dass wir mit unserem Frauenbild nicht in die fünfziger Jahre zurückrutschen. Nehmen wir nur die Filmstoffe: Da gibt es Helden, Männer natürlich, und Frauen, die ihnen als Objekte der Begierde dienen. Das ist wahnsinnig langweilig. Was wir brauchen, sind Frauenfiguren abseits der Klischees.



„Ich bin nun mal eine Frau“: Martina Gedeck in Berlin

Foto Julia Zimmermann

Sie spielen in Ihrem neuen Film ‚Gleißendes Glück‘ aber schon eine Frau, die sich Männern unterordnet.

Sie ordnet sich nicht unter, sie ist erstarrt und lebt völlig vereinsamt neben ihrem Mann her. Die Rolle der Helene Brindel ist deshalb ungewöhnlich, weil sie eine Frau ist, die nicht das erfüllt, was man von ihr erwartet. Sie ist Hausfrau, und sie bleibt Hausfrau. Und genau das ist das Spannende daran: Ohne sich komplett zu verwandeln, kann sie am Ende das Leben führen, das sie will. Das finde ich großartig. So eine Frauenfigur begegnet mir als Schauspielerin nicht oft.

In ‚Gleißendes Glück‘ geht es wie schon in dem Fernsehfilm ‚Ich habe nein gesagt‘, den sie vor 18 Jahren gedreht haben, um Gewalt in der Ehe.

Damals war gerade das Gesetz in Kraft getreten, das Vergewaltigung in der Ehe zu einem Verbrechen macht.

Die Figur damals wehrte sich gegen ihren Mann und zeigte ihn an. In Ihrem neuen Film aber bleibt Helene Brindel bei ihrem Ehemann, sie kehrt sogar zu ihm zurück, obwohl er sie immer wieder schwer misshandelt. Können Sie so ein Verhalten nachvollziehen?

Ich kann mir vorstellen, dass das auch mit der Schwäche zu tun hat, in die der Mann gerät. In dem Moment, in dem er sie schlägt, ist er der Schwächere, weil er sich an ihr vergeht. Hinzu kommen seine Schuldgefühle. Dadurch ist sie plötzlich in der stärkeren Position. Obwohl sie körperlich verletzt ist, hat sie das Gefühl, sich seiner annehmen zu müssen. Sie muss ihm die Schuld nehmen, indem sie ihm bedeutet, dass er nichts dafür kann, dass er so ist, wie er ist, und dass sie trotzdem zu ihm steht. Das gibt ihr Macht über ihn. Gewalt in einer Beziehung bedeutet oft eine Abhängigkeit von beiden Seiten.

Aber warum geht eine Frau zu einem Mann zurück, nachdem er sie halb tot geschlagen hat?

Das hat noch tiefere Gründe. Sie will ihn noch einmal mit sich konfrontieren, mit dem, was aus ihr geworden ist. Sie hofft, dass er sie in dieser Situation erkennt und mitzieht. Damit will sie die Beziehung ein letztes Mal auf die Probe stellen. Einen Mann, mit dem man 30 Jahre zusammengelebt hat, verlässt man nicht so einfach. Das kann ich nachvollziehen, und es ist auch etwas, was sicher öfter passiert, auch in Deutschland.

Helene Brindel hat im Laufe ihrer Ehe ihren Glauben an Gott verloren, weil sie zur Vernunft gekommen sei, meint zumindest ihr Mann. Was bedeutet Glauben für Sie? In meiner Kindheit ging man in die Kirche. Wir sind aber nicht in einem religiösen Sinne erzogen worden, meine Eltern sind aus der Kirche ausgetreten.

Im Film wird die Frage aufgeworfen, ob Gott ein Er ist.

Es hat etwas Rührendes, dass sich Menschen immer auch Bilder machen müssen, selbst vom Numinosen, was nicht zu bebildern ist. Gott ist weder männlich noch weiblich. Aber wir müssen ihn irgendwie besprechen und bezeichnen. Dass aus ihm ein Er geworden ist, hat dabei auch historische Gründe.

Weil Religion männlich bestimmt ist?

Weil die Gesellschaft durch Männer geprägt ist. Bis heute. Und Religionen ganz besonders. Ich persönlich finde es einen völligen Blödsinn, dass Frauen nicht Priesterinnen werden können. Das ist reine Willkür und hat nichts mit dem Können oder den Talenten von Mann und Frau zu tun.

Was können Männer denn definitiv besser als Frauen?

Männer sind viel komischer als Frauen.

Das erklärt, warum Sie als männliche Vorbilder einmal das Komikerduo Stan Laurel und Oliver Hardy, also Dick und Doof, sowie Jack Lemon genannt haben.

Das Scheitern ist das Komische, vor allem, wenn man seinen Stolz bewahren will, wenn man keinesfalls versagen will. Es ist eine Freude, Jack Lemmon zuzuschauen, wie er versucht, Shirley MacLaine im Film ‚Das Appartement‘ zu erobern. Wie er über die Stränge schlägt und lustige Sachen für sie macht, die ständig schief gehen. Ich finde das unglaublich lustig. Eine Frau könnte das nie so spielen.

Die Fragen stellte Peter-Philipp Schmitt.



Am Mittleren Schalkbergsweg: Der nächtliche Blick über die Weinreben der großen Lage „Im Stein“ geht bis nach Würzburg und über den Main auf die Festung Marienberg.

Der Besucher hatte Geschmack – und keine Skrupel, seine Zeitgenossen an seinen Erfahrungen teilhaben zu lassen. Semilasso, so nannte er sich in seinen Briefen, „sei als ein zu großer Freund der Gastronomie bekannt, um nicht vorauszusetzen, dass er sich in Würzburg sehr genau von den dortigen berühmten Weinen unterrichtet habe“. Er erfuhr, so heißt es in dem 1835 in Algier mit einem Vorwort versehenen Reisebericht, „dass die feinsten Leistenweine, die dem Gouvernement gehören, kaum mehr unverfälscht zu haben sind“. Ihre geringe Menge werde nämlich von Weinhändlern aufgekauft, „die mehr Vorteil daran fänden, geringere Weine damit gut zu machen, als sie, ganz intakt gelassen, einzeln wieder zu verkaufen“.

Und wie stand es um den „Steinwein“? Die besten erhalte man in den Spitälern, ließ Semilasso seine Leser wissen. „Unser Freund lobt jedoch nur das Bürgerhof-

WEIN VOM MAIN

Frankenwein wird heute in vielen Ländern geschätzt. Nur in Deutschland hat er immer noch ein Imageproblem. Zu Unrecht.

Von Daniel Deckers, Fotos Felix Schmitt

spital in dieser Hinsicht, wo er selbst die Weine geringerer Preise sehr gut fand, dagegen man ihm im Juliusspital für den höchsten Preis nur äußerst mittelmäßige Ware lieferte.“ Aussch.

Hermann Fürst zu Pückler-Muskau alias Semilasso war nicht der erste und nicht der letzte Connoisseur, dem es die Würzburger Weine angetan hatten – aber so genau wissen wie er wollten es nicht allzu viele. Hauptsache Steinwein, so lautete die Devise, lange bevor der „Parkomane“ 1785 das Licht der Welt erblickte. „Zu Würzburg am Stein, zu Hochheim am Main, zu Bacharach am Rhein – da wächst der beste Wein“: So hatte es kurz nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges der niederländische Maler Vincent Laurencz van de Vinne in seinem Tagebuch notiert. Johann Wolfgang von Goethe, der in Frankfurt in eine durch Weinhandel wohlhabend gewordene Familie hineingeboren wurde, konnte Zeit seines Lebens nicht vom Frankenwein lassen. „Schicke

mir Würzburger“, so bat er seine Frau Christiane in einem Brief vom 17. Juni 1806, „denn kein anderer Wein will mir schmecken und ich bin verdrießlich, wenn mir mein gewohnter Lieblingsstrank abgeht.“ Geschichten über Geschichten.

Und heute? Jede halbwegs exotische Rebsorte hat das Zeug zum Kultwein. Der Silvaner, Frankens „autochthone“ Rebsorte schlechthin, ist seit Jahrzehnten mehr Mauerblümchen als Weinrebe. Die Vorstellung, ein Silvaner schmecke genauso, nämlich ausdruckslos, wenn nicht grasig, ist kaum aus den Köpfen zu kriegen. Und dieser Bocksbeutel! Als ob die Weinbaubetriebe, die auf die handschmeichlerische Flaschenform setzen, nicht genug Schere-reien mit Glashütten und Verpackungsherstellern hätten. Selbst wer diese traditionsreiche Flaschenform in einem zunehmend uniformen Markt als Alleinstellungsmerkmal hochhält, macht immer wieder die Erfahrung, dass der Bocksbeutel altfränkisch wirkt – unmodern, dick, verstaubt.

Das Imageproblem des Frankenweins macht bei der Flasche nicht Halt. Wie ein Filter verzerrt es die Wahrnehmung. Als ob Riesling aus einem Bocksbeutel nach Bocksbeutel und nicht nach Riesling schmecken würde! Fränkischer Riesling hat selbst in Blindverkostungen keine Chance gegen Rieslinge vom Rhein und von der Mosel – es sei denn, er kommt in der rieslingtypischen Schlegelflasche daher. Das Todesurteil ist indes ein Wortspiel, das einst als hohe Wertschätzung daherkam: Frankenwein – Krankenwein.

Armes Frankenland. Doch wer sich zwischen Steigerwald und Aschaffenburg umschaute, der trifft nicht auf dauerdepressive Winzer, eichengetäfelte Probierstuben oder kleine Weine. Im Gegenteil. Wohl nie zuvor in seiner Geschichte war Frankenwein in der Spitze wie in der Breite so gut wie heuer, ob in Castell, in Iphofen, in Escherndorf oder Volkach, in Bürgstadt oder Kleinheubach. Nirgends kann man die großen und kleinen Linien dieser Ent-

wicklung so genau erkennen wie in Würzburg. Viele Weingüter, die heute in Franken den Ton angeben, sind erst wenige Jahrzehnte alt. In einer oder manchmal zwei Generationen haben sie sich aus dem Nichts in die Spitze vorgearbeitet. Würzburg kann indes nicht nur auf eine mehr als tausendjährige Weinbaugeschichte zurückblicken. Sie ist auch in anderer Hinsicht in Deutschland, wenn nicht in der Welt einzigartig: Die Spitälern, wie Pückler sie vorfand, existieren als große Stiftungen noch heute – und mit ihnen ein Weinbau, dessen Erträge am Ende Kranken und Bedürftigen zugutekommen.

Denn der Steinwein, wie der Würzburger Wein manchmal noch heute nach der mächtigen Lage genannt wird, die aus verwittertem Muschelkalk (und einigen Lehmschichten) besteht, hat sich schon lange vor den Zeiten Goethes oder Pücklers einen Namen gemacht. Er war der einzige, dessen Prestige und Verbreitung es mit den Rheinweinen aufnehmen konnte. Das

kann nicht alleine an der Qualität der Weine gelegen haben (über die wir ebenso wenig Genaueres wissen wie über die Qualität der meisten Rheinweine). Ohne dass der Steinwein in größeren Mengen, über größere Distanzen und über lange Zeiträume verfügbar gewesen wäre, hätte er sich nicht den großen Namen machen können, den er seit der frühen Neuzeit hat.

Für die Menge aber stand der Stein selbst – ein nach Süden ausgerichteter langgezogener Steilhang mit einer Fläche von mehr als 70 Hektar. Er ist zwar nicht der älteste urkundlich bezeugte Weinberg Würzburgs, aber einer der ältesten – und der bis heute größte. Für den Transport des Weins über große Distanzen bot sich schon immer der Main an. Zwar machten Goethes Vorfahren viel Geld mit dem Verkauf von Moselwein. Doch an der Wertschätzung des Frankenweins in Frankfurt und in der halben Welt des 18. Jahrhunderts kann es keinen Zweifel geben. Schon immer fand ein beträchtlicher Teil der Würzburger



Der staatliche Hofkeller bewirtschaftet eine Rebfläche von 120 Hektar. Im großen barocken Weinkeller lagert auch der 2015er Würzburger Stein Rieslaner Auslese.



WEIN VOM MAIN

Weine über den Fernhandelsknotenpunkt Nürnberg zu seinen Liebhabern, und das bis tief in den Alpenraum und den Osten Europas hinein.

Um sich einen Namen über die Grenzen der Herkunftsregion hinaus zu machen, brauchte man Produzenten, die auf die Erzeugung und Vermarktung von Qualitätswein setzten. Diese Bedingung war in Würzburg nicht nur dadurch gegeben, dass Bischof und Klerus im Besitz großer Flächen waren, nicht zu vergessen bedeutende Klöster aus dem Umland wie Ebrach oder Bronnbach. Der bischöfliche Besitz, seit 1128 urkundlich belegt, ist die Keimzelle des heutigen Staatlichen Hofkellers. Das Weingut, heute im Besitz des Freistaates Bayern, ging 1802 aus der Säkularisierung hervor. Im Frieden von Lunéville wurde das Hochstift Würzburg aufgehoben, 1814 fiel der gesamte Weinbesitz des Fürstbistums an den König von Bayern.

Nur wenig jünger als die „bischöfliche“ ist die „bürgerliche“ Weinbautradition in Würzburg. 1316, vor 700 Jahren, wurde mit der Stiftung eines Hospitals durch einen Würzburger Bürger der Grundstock gelegt für die heutige Stiftung Bürgerspital zum Heiligen Geist samt dem gleichnamigen Weingut. Als weitgehend selbständige Einrichtung unter dem Dach der Stiftung ist es zwar ein Kind des frühen 20. Jahrhunderts. Doch seine Ursprünge sind in dem Grundbesitz zu suchen, mit dem das Bürgerspital seit dem 14. Jahrhundert ausgestattet wurde, um mit den Erträgen alten und siechen Bürgern ein Leben und Sterben in Würde zu ermöglichen.

Das dritte große Würzburger Weingut, das Juliusspital, erinnert in seinem Namen noch heute an seinen Gründer, Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn (1573 bis 1614). Schon bald nach seiner Wahl stiftete der wohl bedeutendste und zugleich umstrittenste Fürstbischof ein Krankenhaus und übertrug ihm Weinberge, Äcker und Wälder, aus deren Erträgen sich die Sozial-einrichtung finanzieren sollte. Am 15. März 1576, mitten in den Wirren der Nach-Reformationszeit, wurde der Grundstein gelegt – auf dem Gelände des Friedhofs der Würzburger Juden, die der Fürstbischof kurz zuvor vertrieben hatte. Hofkeller, Bürgerspital, Juliusspital: Diese drei Wein-

güter prägen seit Jahrhunderten das Bild der Stadt Würzburg, und das nicht nur mit ihren repräsentativen Gebäuden, einladenden Weinstuben und prächtigen Weinkellern wie dem des Hofkellers unter der Residenz, die von Balhasar Neumann im frühen 18. Jahrhundert errichtet wurde. Bis auf wenige Hektar gehört der Stein ihnen. Sie haben den Ruf seiner Weine begründet – und verteidigt, wenngleich nicht immer erfolgreich, wie Fürst Pückler feststellen musste.

Dabei gingen nicht erst seit dem 19. Jahrhundert mehr Weine ins Land, als je dort hätten wachsen können. „Betrügerische“ Weinwirte aus Stadt und Land brachten leichte und schlechte Ware unter der Marke der edlen Frankenweine, insbesondere der Steinweine, auf den Markt und schädigten dadurch den Absatz in der empfindlichsten Weise“, hieß es in einer Urkunde des Rates der Stadt Würzburg, die 1726 in der Turmspitze der neuen Spitzkirche deponiert wurde. Um das „treffliche heimische Gewächs wieder zu Ehren zu bringen“, ließ der Stadtrat die in der Kellerei des Bürgerspitals lagernden Weine aus dem Jahr 1718 in Flaschen von je einem Maß Inhalt fassen und diese Flaschen zum Zeichen der Echtheit mit dem Stadtsiegel „verpetschieren“.

So avancierte der Bocksbeutel – unter den damals seltenen, da teuren Flaschen die am einfachsten herzustellende Form – zum Markenzeichen des Steinweins. Auch wenn sich das bis heute nicht überall herumgesprochen hat. In der internationalen Weinliteratur etwa gilt die Champagne als dasjenige Gebiet, in dem als erstes die „Originalabfüllung“ praktiziert wurde, um dem Käufer eine Herkunftsgarantie zu geben. Vielleicht müsste Franken als dasjenige Gebiet gelten, in der die Originalabfüllung erfunden wurde – im Bürgerspital. Doch wo kämen wir hin, wenn man die Weinbaugeschichte umschreiben müsste? In einem vor wenigen Jahren in Frankreich erschienenen Grundlagenwerk wusste der Autor, ein renommierter Wirtschaftshistoriker, nicht einmal zwischen Steinwein (dem Spitzenwein aus Franken) und Steinberger (dem Spitzenwein aus dem Rheingau) zu unterscheiden. Gilbert Garrier kreierte daher den „Steinberger de Würzburg“.

Freilich sollte man sich davor hüten, die Schuld an bedenklichen Entwicklungen im Weinbau immer nur bei anderen zu suchen. Gerade aufgrund der direkten Konkurrenz der drei Würzburger Großweingüter, die seit fast 200 Jahren mit Weinen aus denselben Weinbergen um die Gunst des Publikums werben, lässt sich so gut wie nirgends sonst studieren, welche Widrigkeiten der Erzeugung guter Weine entgegenstehen können – und welche produktive Kräfte der Wettbewerb freisetzen kann.

Das größte Handicap der drei hatte schon immer der Hofkeller. Noch vor weni-

gen Jahren war er ein Teil der Bayerischen Landesanstalt für Weinbau in Veitshöchheim und wurde dort wie von München aus mehr verwaltet als geführt. Als sich das Blatt unter Leitung von Rowald Hepp in den neunziger Jahren wendete, waren auf einmal Neider zur Stelle. Hepp wurde zum Retter von Schloss Vollrads, im Hofkeller ging es weitere sieben Jahre lang drunter und drüber. Bis heute unvergessen sind zudem die langen Jahre, in denen das Weingut von Hans Breider geleitet wurde, einem international bekannten Rebenzüchter. Nach einem kurzen Vorspiel in Rhein-



Winzermeister Günter Wohlfahrt vom Weingut Bürgerspital arbeitet in der Lage Stein-Harfe. Am Ende seiner Arbeit steht auch ein 2015er Würzburger Stein-Harfe Silvaner Großes Gewächs.

hessen hatte sich Breider im Franken der Nachkriegszeit mit der Züchtung frostbeständiger und zugleich ertragssicherer Bukettsorten einen Namen gemacht. Abwegig waren diese Zuchtziele nicht, vor allem nicht in Franken. In keinem anderen Anbaugebiet war und ist das Risiko von Spät- und Frühfrösten höher als hier, nirgends hatten und haben Edelrebsorten wie Riesling oder Spätburgunder einen schwereren Stand. Neuzüchtungen wie Perle von Alzey, Mariensteiner, Ortega, Albalonga oder Fontanara wurden denn auch enthusiastisch begrüßt. Mit ihren durchweg sehr

hohen Mostgewichten schienen sie den fränkischen Weinbau auf Augenhöhe mit den Qualitätsweinregionen zu bringen – und den Geschmack der Zeit zu treffen.

Entsprechend hoch war bis weit in die achtziger Jahre die Nachfrage nach den neuen, bukettreichen Weinen, unterschieden sie sich gerade in kleinen und mittleren Jahren markant von dünnen Müller-Thurgau-, harten Silvaner- oder den selten auch nur annähernd trinkbaren Riesling-Weinen. Wer damals auf Breiders Neuzüchtungen setzte, der konnte ruhig schlafen. Die Preise, die solche Weine erzielten, waren (kauf-

kraftbereinigt) mitunter höher als die vieler Spitzenweine heute.

Inzwischen ist dieses Kapitel bis auf einige Dutzend Hektar Rieslaner Geschichte. Vor allem über die süßen Bukettweine ist die Zeit hinweggegangen – auch im Hofkeller. Die beiden anderen Würzburger Großbetriebe hingegen mussten sich erst gar nicht umstellen. Sie hatten sich nicht so sehr der Erwartung hingegeben, der fränkische Wein werde an den Neuzüchtungen genesen. Das Bürgerspital setzte immer auf den Riesling, das Juliusspital schärfte mehr als die beiden anderen sein Profil als Silvaner-Weingut. Mit durchschlagendem Erfolg. Heute ist das Juliusspital der größte Silvaner-Erzeuger der Welt. Die meist trocken ausgebauten Rieslinge des Bürgerspitals, vor allem die aus der Monopollage Stein-Harfe, brauchen keine Konkurrenz zu scheuen, weder aus dem Rheingau noch aus der Pfalz. Beide Betriebe arbeiteten, was die Qualität der Weine vom Müller-Thurgau bis zum Großen Gewächs betrifft, auf höchstem Niveau. Der Hofkeller wiederum hat mächtig aufgeholt.

An dieser Entwicklung hat nicht nur die Natur mitgewirkt, die Franken in den vergangenen 25 Jahren so viele gute Jahrgänge bescherte wie wohl noch nie in einem so kurzen Zeitraum. Auch der Mensch hat seine Finger im Spiel. Bis in die achtziger Jahre war das von Rudolf Frieß geleitete Bürgerspital in allen Vergleichen führend. Inzwischen leitet Robert Haller mit Bravour das heute etwa 120 Hektar große Weingut. Das seit 1986 von Horst Kolesch geführte Weingut Juliusspital hat nicht nur zum Bürgerspital aufgeschlossen – in manchen Jahren ist es überlegen. Fürst Pückler hätte an den Weinen seine Freude. Auch der Hofkeller hat unter Michael Jansen, der im Frühjahr nach zehn Jahren an der Spitze in den Ruhestand ging, die schwachen Zeiten hinter sich gelassen.

Das Juliusspital ist das größte Silvanerweingut Deutschlands. Typische Weine sind der 2014er Silvaner Großes Gewächs Würzburger Stein (oben) und der 2015er Silvaner Erste Lage Würzburger Stein.

Dabei ist es noch gar nicht so lange her, dass hausgemachte Qualitätsprobleme den Unmut vieler Fachleute und Kunden hervorriefen. Als der Kasseler Historiker Horst Dippel vor 25 Jahren Weine verkostete, die die drei Paraweingüter in den achtziger Jahren im Würzburger Stein erzeugt hatten, sparte er nicht mit Kritik. Dass die Weingüter in vielen Jahren mit ungünstigen Witterungsbedingungen zu kämpfen hatten, stand außer Frage. Aber weder im Weinberg noch im Keller war so gearbeitet worden, dass wenigstens fehlerfreie Weine erzeugt worden wären. Bei einem Vergleich von jeweils einem Steinwein jedes Jahrgangs „musste mehr als jede dritte bis vierte Flasche ausgewechselt werden, weil jeweils die erste fehlerhaft war“. Anders gesagt: Mehr als ein Viertel der Produktion war fehlerhaft bis zur Ungenießbarkeit.

Heute sind fehlerhafte Weine nicht nur in Franken, sondern im gesamten deutschen Weinbau fast verschwunden. Mehr noch: Wer dem Frankenwein unvoreingenommen begegnet, kann etwas erleben. Wie die französischen Sommeliers und Weinkritiker, die sich im Februar 2015 auf Initiative eines französischen Kollegen, der an einer der ersten Adressen Münchens als Sommelier arbeitet, in einem feinen Pariser Hotel versammelten. Vor ihnen standen Weine, die Mitglieder des „Verbands deutscher Prädikatsweingüter“ (VDP) aus einem unbekanntem Weinbaugebiet namens „Franconie“ nach Paris gebracht hatten. Das Echo war umwerfend. Wein wird in Frankreich nach wie vor stark unter dem Gesichtspunkt bewertet, ob er auch als Essensbegleiter taugt. Und siehe da: Ein gereifter, tiefenentspannter Silvaner harmonisiert mit vielen Fisch- und Fleischgerichten weitaus besser als jeder junge, säurebetontere Riesling.

Aus diesem Grund werden Frankenweine mittlerweile auch in Skandinavien hochgeschätzt. In Japan können manche Sushi-Köche nicht genug davon bekommen. Nur in Deutschland gilt der Frankenwein, trocken, mineralisch, körperreich, noch immer als Fremdkörper in der von Rhein, Mosel und Pfalz dominierten Rieslingwelt. Wie hatte Fürst Pückler geschrieben? „Wir wissen in Deutschland zu wenig, was wir haben.“





SCHLECHTE AUSSICHTEN

New York soll ein Paradies sein für Roofer? Im Gegenteil: Diese Stadt hat mich auf den Boden geholt.

Von Johannes Krenzer (Text und Fotos)

Wer die Manhattan Bridge schon einmal überquert hat, weiß, dass man für die 2,089 Kilometer zehn bis fünfzehn Minuten Laufweg kalkulieren sollte. Als der Helikopter des New York Police Department über der Brücke kreiste, deren schlauchförmige Architektur wenig Handlungsspielraum ließ, wurde diese kurze Zeitspanne ziemlich lang. Wenn man auf der einen Seite nämlich von einem Polizeiauto aufgeschwehrt wird, bewegt man sich in die andere Richtung – und nimmt dabei die Einbahnstraße der Brückenführung über den Hudson River in Kauf. Als dann aber der Hubschrauber aufkreuzte, fragten wir uns doch, ob wir uns Sorgen machen sollten. Und was uns wohl noch am anderen Ende des Weges erwarten würde.

Doch der Reihe nach. Nach New York kommt man mit vielen Erwartungen. In meiner Vorstellung formte sich ein Meer aus Wolkenkratzern mit epischer Aussicht. Unser Reiseteam bestand aus drei Leuten: Lovis, mit dem ich schon Hongkong aus allen Lagen erkundet hatte, dem Grafikdesigner David, der ein gemeinsamer Freund ist, und mir. Ich war wohl auch derjenige, den am stärksten die Leidenschaft antrieb, die Stadt nicht als Tourist zu sehen, sondern aus ungewöhnlichen Perspektiven zu fotografieren. Ich musste also meine Freunde zu ein paar Abenteuern motivieren.

Immer wieder zog es uns in die Höhe. Aber das war schwieriger als gedacht. Als Fotograf und Filmemacher suche ich gerne urbane Perspektiven, nehme also Städte von Dächern aus auf. Einige hohe, höhere und höchste Gebäude habe ich schon erklommen, in Frankfurt, Amsterdam, Berlin oder Hongkong. Bestärkt wurde ich durch die wachsende Szene von Roofern, die ihre technisch wie künstlerisch oft hochwertigen Fotos vor allem über soziale Netzwerke mit anderen teilen.

Bisher funktionierten die Touren mit befreundeten Freerunnern und Fotografen bis auf kleinere Turbulenzen erfolgreich. Aber an New York habe ich mir in dieser Woche die Zähne ausgebissen. Das ärgert mich schon deswegen, weil mir regelmäßig beeindruckende Bilder von Leuten ins Auge stechen, die es schaffen.

Man muss sich jedes Mal aufs Neue eine Zugangsstrategie ausdenken. Die einfachste: der Aufzug. Man fährt in den obersten Stock und gelangt zum Dachausstieg. Mitunter gibt es Varianten, bei denen man das ganze Treppenhaus bezwingen muss oder über ein Baugerüst und durch eine Dachluke nach oben gelangt. Wichtig: Beim Betreten des Gebäudes sollte man möglichst unauffällig, selbstverständlich und entspannt auftreten, als wäre man nicht zum ersten Mal hier. Oder: Man gibt an, einen fiktiven Freund oder ein Firmenbüro aufsuchen zu wollen. Und man sollte einen günstigen Zeitraum abwarten, die Nacht, die Bürozeiten oder die Mittagspause.

Tja. Theorie und Praxis. In New York ist das alles nicht so einfach. In fast jedem attraktiven Gebäude in Manhattan und Umgebung ist entweder schon die Eingangstür verschlossen, oder ein wachsamer

Hauswart fordert von jedem Neuankömmling eine Anmeldung. Bei einem unscheinbaren Wohnhaus, in dessen Treppenhaus wir es dann doch schafften, ging auf den letzten Metern ein Schrittalarm los. Wir sprinteten nach unten und atmeten erst draußen wieder auf. Auf einem Parkhaus am Times Square begrüßten uns dann gleich sechs Polizisten. Man hatte uns von unten gesehen. Der pflichtbewusste Amerikaner folgt schnell der überall sichtbaren Empfehlung: „If you see something, say something.“ Diese Mentalität kannten wir natürlich auch aus anderen Städten. Aber der amerikanische Bürger scheint besonders aufmerksam zu sein. Man will halt Schlimmstes verhindern. Verständlich. Uns hat es den Spaß versaut.

In Deutschland oder Hongkong wurden wir schon öfters freundlich gebeten, anderswo zu klettern. In New York rückt gleich das NYPD an: „Hey, show me your passports!“ Klar, wir überreichen die Pässe, entschuldigen uns wortreich, erklären uns für dumm und dürfen gehen. Puh.

Zum Glück hatten wir auf dem Parkhaus vorher wenigstens einige Shots machen können. So richtig glorreich fühlte ich mich dabei aber nicht. In der Phantasie sah ich mich eher auf Augenhöhe mit King Kong. Doch weder auf dem Empire State Building noch auf dem Rockefeller Center sollte man überhaupt versuchen, sich in Richtung Kante zu bewegen. blieb also nur die Manhattan Bridge.

Ich nötige meinen Begleitern ungerne allzu gewagte Abenteuer ab. Und New York hat ja auch sonst noch einiges zu bieten. Die beiden Jungs fragten sich ohnehin langsam, ob es sich überhaupt lohnte, sich mit New Yorker Behörden anzulegen, und ob sie nochmal mit diesem Verrückten in den Urlaub fahren.

Aber ich bin hartnäckig. An einem Nachmittag trafen wir uns mit Ben, einem Fotografen aus New York, dessen Bilder ich auf Instagram entdeckt hatte. Mit ihm marschierten wir durch Chinatown, in Richtung Manhattan Bridge, wo mir ein faszinierender Fassadenausleger ins Auge fiel. Kletterte man über einen Eisenzaun, konnte man sich bis zur Kante dieser Fassade vorarbeiten, um dann doch ein ganz nettes Bild zu machen. Ein zweiter Anlauf etwas weiter vorne wurde von eindringlichen Signaltönen der Polizei unterbrochen. Wir flüchteten gen Brooklyn. Nach kurzer Zeit flog ein Hubschrauber über die Brücke. Als er noch ein zweites und drittes Mal vorbeischaute, wurden wir unsicher. Man hört ja zum Beispiel über das Land der Freiheit, dass man sich als Ausländer besser nicht mit dem Gesetz anlegt.

In Brooklyn scherte sich dann niemand mehr um uns. Eingeschüchert waren wir dennoch. Die Polizei scheint genau hinzuschauen. Letztlich blieben uns nur Aussichtsplattformen. Ist auch schön. Für den nächsten Abstecher nach Manhattan muss ich mich wohl besser wappnen, mit Dreistigkeit oder Ignoranz oder guter Recherche. Was die Aussichten für die Zukunft angeht: Ich komme wieder.

Videos auf www.johanneskrenzer.de



So manche Perspektive ist gelungen. Aber für unseren Autor endeten die Höhenflüge meist in den Schluchten von Manhattan.



DER GIPFEL SEINES LEBENS

Tashi Tenzing, der Enkel des Everest-Erstbesteigers Tenzing Norgay, will den Sherpas einen Weg in die Zukunft weisen.

Von Bernd Steinle



Auf dem Gipfel: Tenzing Norgay am 29. Mai 1953 auf dem höchsten Punkt der Welt, fotografiert von Edmund Hillary

Das Bild ging um die Welt: Ein dick vermummter Mensch, das Gesicht hinter einer Maske verborgen, steht auf einem Schneehügel und reckt seinen Eispickel in die Luft. Ein simples Bild – aber ein historisches Dokument. Denn der Schneehügel, das war der höchste Punkt der Erde: der Gipfel des Mount Everest in Nepal, auf 8848 Meter Höhe.

Der Mensch auf dem Bild war Tenzing Norgay, ein Sherpa – was vielen damals, am 29. Mai 1953, noch wenig sagte. Auch das änderte sich mit diesem Tag, an dem das Bild entstand. Tenzing Norgay hatte mit dem Neuseeländer Edmund Hillary als Erster den „dritten Pol“ erreicht, den Gipfel des Mount Everest. Und weil nur Hillary dort oben fotografierte und die Selfie-Sucht noch fern war, ist auf den Gipfelfotos, die es von diesem Tag gibt, immer nur einer zu sehen: Tenzing Norgay.

Jahrzehntelang schwiegen sich die Erstbesteiger darüber aus, wer wirklich den ersten Fuß eines Menschen auf den höchsten Gipfel gesetzt hatte. Sie trotzten all den Nachfragen, hinter denen sich oft nationale Ruhmsucht verbarg, mit der die Bergsteiger selbst wenig anfangen konnten. 1993 gab Hillary das Geheimnis doch preis – er sei es gewesen, der den Gipfel zuerst erreicht habe.

Tenzing Norgay war da längst ein Nationalheld. Er hatte Nepal und das Volk der Sherpas bekannt gemacht. Er hatte sich mit der Besteigung des Everest, der Chomolungma, wie die Sherpas den Berg nennen, auch persönlich einen Traum erfüllt. Doch auf das Ausmaß der Reaktionen war er nicht im Geringsten vorbereitet. Die Empfänge, Ehrungen, Interviews nahmen kein Ende, er traf den König von Nepal und die Königin von Großbritannien. Tenzing Norgay wurde ein Idol, seine Geschichte zum Vorbild. Er wurde eine Leitfigur für viele Sherpas. Auch für seinen Enkel.

Ein Sommertag in Mandarfen am Ende des Pitztals. Tashi Tenzing ist für ein paar Tage nach Österreich gekommen, um mit einem Aufstieg auf die Wildspitze, den höchsten Berg Tirols, unter anderem für die Nepalhilfe Tirol zu werben. Tashi Tenzing, 51 Jahre alt, spricht exzellent Englisch, er hat in Indien studiert, lebte lange in Australien. Er hat ein Buch geschrieben, ist ein gewandter Vortragsredner, arbeitet als Bergführer im Himalaja und führt ein Unternehmen für Berg- und Wanderreisen. Es heißt: Tenzing Asian Holidays. „Es ist eine unglaubliche Verantwortung, die der Name Tenzing mit sich bringt“, sagt er.

Dieser Verantwortung versucht er gerecht zu werden, auf viele Arten. „Edmund Hillarys Arbeit in Nepal hat mich immer inspiriert“, sagt er über das Engagement des Neuseeländers für den Bau von Schulen und Krankenhäusern. Deshalb will auch er helfen, unter anderem mit der Green Tara Foundation. „Viele Familien in Nepal sind so arm, dass ihre Mädchen keine Bildung erhalten, oft gar von ihren Familien als Prostituierte nach Indien verkauft werden.“ Die Stiftung baut Kindergärten, damit die Eltern ihre Kinder dorthin bringen und währenddessen Geld verdienen können. Sie baut Schulen, „weil die Grundschule einer der wichtigsten Schritte im Leben ist, wenn die Kinder vorankommen wollen“. Sollte es überhaupt eine Art Trost gegeben haben nach dem verheerenden Erdbeben in Nepal im April 2015, war es für Tashi Tenzing die Gewissheit, dass die beiden Schulen der Stiftung die Katastrophe unversehrt überstanden haben.

Nach dem Beben leistete Tashi Tenzing Soforthilfe in den Dörfern. Verteilte vor dem nahenden Monsun Wellblechdächer, brachte Essen und Bargeld, damit sich die Opfer beschaffen konnten, was sie am nötigsten brauchten. Es war schwierig, sagt er, die Hilfe an die richtigen Stellen zu bringen, dorthin, wo die Not der Familien am größten war. Für Tashi Tenzing ist wichtig: „Wohltätigkeit beginnt zu Hause. Wenn wir nicht selbst den Leuten physisch helfen, gibt es keine Chance, dass Nepal den nächsten Schritt ins 21. Jahrhundert macht. Dann wäre das Land in 50 Jahren genauso rückständig, wie es heute vielerorts ist.“ Niemand, sagt er, könne nach dem Tod irgendwas aus seinem Leben mitnehmen. „Aber die Erinnerungen, die man hinterlässt, und das Vermächtnis – davon können die nächsten Generationen profitieren.“ Auch das hat ihn das Leben Tenzing Norgays gelehrt.

Geboren wurde sein Großvater um 1914 in Tibet. Mit neun Jahren kam er mit seinen Eltern ins Khumbu-Gebiet südlich des Mount Everest. 1935 wurde er im indischen Bergsteigerort Darjeeling für eine englische Erkundungsfahrt zum Everest angeheuert. Er bewährte sich und erarbeitete sich mit den Jahren einen erstklassigen Ruf als Führer und Bergsteiger. Den „Mann mit den vier Lungen“



Vor dem Gipfel: Edmund Hillary (links) und Tenzing Norgay an einem Ausrüstungs-Depot am Mount Everest

nannte ihn der britische Abenteurer Eric Shipton. 1952 engagierte ihn eine Schweizer Everest-Expedition – und Tenzing Norgay lernte eine neue Welt kennen. Die Briten hielten auch in den Bergen an ihrem Klassensystem fest, Sherpas waren für sie untergeordnete Bedienstete, Kulis. Die Schweizer waren anders. Sie begegneten den Sherpas auf Augenhöhe, erachteten sie als Bergsteiger wie sie selbst, schlossen persönliche Freundschaften. Tenzing Norgay verstand sich mit dem Schweizer Raymond Lambert am besten. „Es war eine der größten Partnerschaften und Freundschaften im Bergsteigen“, sagt Tashi Tenzing.

Im Frühjahr 1952 kämpften sich die beiden am Everest auf eine Höhe von 8385 Metern vor. Dort verbrachten sie eine bitterkalte Nacht. Halb erfroren gingen sie am Morgen weiter, mit letzter Kraft, zuletzt auf allen Vieren. Sie stiegen so hoch wie nie ein Mensch zuvor, auf 8613 Meter. Dann war Schluss. Wind, Kälte, Erschöpfung ließen ihnen keine Wahl. Vielleicht hätten sie es bis zum Gipfel geschafft – aber sie wären wohl nicht mehr zurückgekommen. Im Herbst versuchten sie es noch einmal. Wieder herrschten Temperaturen von minus 40 Grad, wieder waren Wind und Kälte so unerträglich, dass die beiden in 8100 Meter Höhe umdrehen mussten.

Als Dank für die Unterstützung und als Zeichen der Freundschaft schenkte der Schweizer dem Sherpa seinen Schal. Ein Jahr später trug Tenzing Norgay diesen Schal auf den Gipfel. Als es geschafft war, streckte ihm Hillary die Hand entgegen. Tenzing fiel ihm um den Hals. Sein Blick ging hinunter ins Khumbu-Gebiet, wo er aufgewachsen war, wo er von den hohen Bergen geträumt hatte. Und er ging hinüber auf die Nordseite, um nach Spuren des Engländers George Mallory zu suchen, der bei einem Gipfelversuch 1924 verschollen war und manchen seither als möglicher Erstbesteiger des Everest galt. Da waren keine Spuren. Es war, sagt Tashi Tenzing, „die letzte unschuldige Besteigung des Mount Everest“.

„Ich wusste“, sagt Tashi Tenzing über seinen Großvater, „ich würde nicht damit zufrieden sein, ihn nur zu bewundern. Nur im Schatten seiner Erfolge zu stehen. Ich wollte selbst ein großer Kletterer sein. Ich musste meinen eigenen Traum finden.“ Der Everest war ein Teil davon. 40 Jahre nach der Erstbesteigung, im Frühjahr 1993, machte er sich auf den Weg. Mit dabei war sein Onkel Lobsang Tshering Bhubia, der einzige Sohn von Tenzing

Norgays Schwester Thakchey, ein erfahrener Bergführer und Alpinist. Um ein Uhr nachts starteten sie vom Südsattel auf knapp 8000 Metern zum Gipfel, mit vielen anderen Kletterern, die das Wetterfenster nutzten. Der Versuch scheiterte dramatisch: Tashi Tenzing musste wegen Schneebblindheit 100 Meter unter dem Gipfel umkehren; sein Onkel erreichte den höchsten Punkt, stürzte auf dem Rückweg aber tödlich ab. Er war das erste Familienmitglied, das sein Leben am Everest verlor. „Niemals wieder“, so Tashi Tenzing, „habe ich mich so verloren gefühlt.“

Er brauchte Monate, um die Depression nach Lobsangs Tod zu überwinden. 1997 war er zurück am Everest. In einer kalten, klaren Nacht stieg er auf dem langen, gezackten Gipfelgrat nach oben. Um sechs Uhr morgens, bei großartigem Wetter, erreichte er nach acht Stunden Aufstieg den Gipfel. Er dachte an Lobsang und an seinen Großvater. „Ich holte eine kleine Buddha-Statue raus, die meine Mutter mir gegeben hatte, und stellte sie auf den Gipfel, als Zeichen des Friedens.“ Er schaute hinunter und sah die Geschichte seiner Familie. Nach Tenzing Norgay und seinem Onkel Jamling Tenzing Norgay, der den Gipfel 1996 erreicht hatte, war Tashi Tenzing die dritte Generation seiner Familie, die hier oben stand.

2002 erreichte er noch einmal den Gipfel, mit Yves Lambert, dem Sohn Raymond Lamberts, dem er sich so nahe fühlte „wie ein Bruder“. 2007 stieg er zum dritten Mal auf, von der Nordseite aus, von Tibet, der Heimat seiner Familie. Danach stand für ihn fest: „Das ist es. Ich



Nach dem Gipfel: Tenzing Norgays Enkel Tashi Tenzing mit Edmund Hillary im August 2001 in Sydney

habe mir meinen Traum vom Everest erfüllt.“ Inzwischen, sagt er, habe die Kommerzialisierung vieles verändert am höchsten Berg. „Es ist keine Reise mehr zu einem unbekanntem Ort.“ Vielen gehe es weniger darum, eine andere Kultur, eine andere Lebenswelt kennenzulernen – sie wollten vor allem auf den höchsten Berg der Welt steigen. „Ich führe auch selbst am Berg, und ich sehe, dass die Leute in kommerziellen Expeditionen oft wollen, dass alles ganz schnell geht. Die Ansprüche sind höher. Sie denken, mit Geld können sie alles kaufen.“

Die Bergsteiger, findet er, sollten wieder mehr Abenteuer und weniger Materialisten sein, mehr Demut zeigen, „nicht ihr ganzes Ego in ein Gebiet mitbringen, das völlig anders ist“. Der Zusammenstoß der Mentalitäten birgt Konfliktpotential, das sich auch gewaltsam entlädt, wie im Frühjahr 2013, als ein Streit am Everest in eine Schlägerei zwischen Sherpas und westlichen Bergsteigern ausartete. Eine Ausnahmesituation, sagt Tashi Tenzing. „Aber wir sehen heute in den Medien, wie sich die Bergsteiger dort präsentieren. Ich glaube nicht, dass mein Großvater oder Hillary so etwas schätzen würden. Auch wenn es damals eine andere Ära war.“

Natürlich haben die Sherpas auch vom Run auf den Everest profitiert – wenngleich sie als Träger oft einem enorm hohen Risiko ausgesetzt sind. Trotzdem, sagt Tashi Tenzing, habe die junge Generation dank ihrer Eltern nun die Chance auf ein besseres Leben, auf bessere Bildung. Darauf, der harten, unberechenbaren Arbeit an den höchsten Bergen zu entkommen. Er selbst ist dankbar für die Ausbildung, die ihm seine Eltern ermöglichten, dafür, dass er heute als Bergführer arbeiten kann und nicht mehr Lasten tragen muss. „Das ist eines der wunderbaren Privilegien, die ich dank meines Großvaters haben durfte.“

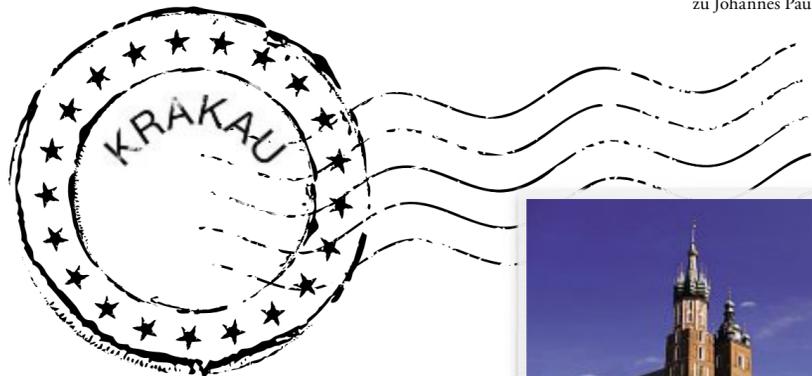
Tashi Tenzing kennt beide Seiten: das moderne Business am Everest und die traditionelle Sherpa-Welt. Er hat die Veränderungen, die westliche Bergsteiger mitbrachten, am eigenen Leib erlebt. Deshalb ist ihm wichtig, „dass wir unsere Geschichte und unsere Kultur nicht vergessen“. Viele junge Sherpas verlassen heute die Dörfer, um anderswo bessere Jobs zu finden. „Aber wir müssen auch unser Erbe bewahren.“ Und das lebt in den Dörfern fort, in Traditionen, Handwerk, Werten, Spiritualität. Denn Vergangenheit und Zukunft gehören zusammen. So hat es Tashi Tenzing sein Leben lang erfahren. ◀

Auf dem Wawel, dem 228 Meter hohen Hügel, beginnt die Geschichte Krakaus. Der Stammesfürst Krak soll hier einen Drachen getötet und die Stadt gegründet haben. Im Mittelalter residierten die polnischen Könige auf dem Wawel; die prachtvollen Bauten mit Schloss und Kathedrale gehören zum Unesco-Weltkulturerbe.



Fast zehn Millionen Touristen besuchten 2015 die mit rund 760.000 Einwohnern zweitgrößte Stadt Polens. Das war ein neuer Rekord. Angeblich gehört eine Fiaker-Fahrt wie vor 200 Jahren zu einem Krakau-Besuch dazu. Eine Stunde Fahrt kostet allerdings umgerechnet 90 Euro – und zu Fuß ist es fast genauso schön.

Grüße aus



Im Juli war mal wieder ein Papst in der Stadt, und er durfte sogar aus dem berühmten Fenster seines Vorgängers zu den Gläubigen sprechen. Franziskus besuchte anlässlich des Weltjugendtags den Bischofspalast, in dem einst der bei Krakau geborene Karol Wojtyła lebte, bevor er 1978 zu Johannes Paul II. wurde.



Kaum eine andere europäische Metropole hat einen ähnlich schönen Platz. Der Hauptmarkt, das Zentrum der Altstadt, beeindruckt allein schon durch seine Fläche: Er ist 40.000 Quadratmeter groß. Übertroffen wird er von der natürlich katholischen Marienkirche, einem Wahrzeichen der Stadt.

Keine Frage des Glaubens: Diese Stadt mit ihren 100 Kirchen ist ein mittelalterliches Juwel.

Von Peter-Philipp Schmitt (Text) und Norbert Franchini (Fotos)



Ein Nationalgericht der Polen sind Piroggen: mit Fleisch oder Gemüse gefüllte Teigtaschen. Sie werden überall angeboten, besonders gut sind sie im Restaurant „Pod Aniolami“. Es liegt an der Königsroute, die von der Florianskirche durch die Altstadt auf den Wawel führt.



An zahlreichen Denkmälern führt der Stadtrundgang vorbei. Überwiegend sind sie berühmten Polen wie dem Maler Jan Matejko oder dem Dichterpriester Adam Mickiewicz gewidmet. Der begehbare Kopf vor dem Rathausturm stellt hingegen den Gott der Liebe dar und heißt „Eros Bendato“. Die Bronze stammt vom polnischen Bildhauer Igor Mitoraj.



Geraucht wird an allen Ecken und Enden, zumindest scheint es so zu sein. Dabei herrscht seit 2010 auch in Polen ein strenges Rauchverbot. Trotzdem machen fliegende Händler gute Geschäfte: Fast jede Bar, jedes Restaurant und jeder Nachtclub haben abgetrennte Bereiche, in denen weitergequalmt wird.

Der Lounge-Sessel 808 ist erhältlich bei ausgewählten Thonet Fachhandelspartnern: Arnsberg-Neheim Wiethoff Einrichtungshaus Bamberg SOMMER Einrichtung Berlin Modus Möbel Bielefeld pro office Bonn BüroConcept+RaumDesign Braunschweig pro office Bremen pro office Darmstadt Uhlend Düsseldorf THONETshop, Thelen Küchen- und Wohnkonzepte Stuttgart Leonhard Büro Gestaltung Flensburg Jacob Erichsen Hamburg clic Inneneinrichtung, Cramer Möbel+Design Hannover pro office Büro + Wohnkultur Karlsruhe Paul Feederle Kiel Hugo Hamann Koblenz Spielmanns Design for Office+Home Kronberg Spielmann Officehouse Lemgo pro office Lübeck Heinr. Hünicke Moers Drifte Wohnform München Designfunktion, Krejon Design Nettetal Das Einrichtungshaus Thelen & Drifte Nordhorn ambiente b. Exklusive Einrichtungen Nürnberg Renner Raum & Idee



Der Dutt ist da

Auch Männer haben jetzt einen Knoten im Haar. Wie kommt's? Und was passiert, wenn er sich löst? Einige Anmerkungen zur Frisur der Ambivalenz.

Von Tilman Allert

Die besondere Erscheinungsform der Männermode muss raffiniert gelesen und lakonisch kommentiert werden. Der Dutt wird beliebter und hat in einigen stilistischen Variationen Eingang in die professionalisierte Haarpflege genommen – locker und lässig getragen, vom Assoziationsraum strenger Lichtstubsittlichkeit keine Spur. Der Haarknoten bündelt das Haar zu einem Dutt, einem Haufen, der mit einem Band zusammengehalten wird. Geglätet oder mit lose überhängenden Strähnen oder in einen angedeuteten Pferdeschwanz ausfransend, markiert er als zentral auf dem Kopf sitzende Kugel das Antlitz. Es ist eine exzentrisch verspielte Überraschung, eine Mode halt.

Nun ist der Hinweis auf die Mode meist nicht besonders erhellend. Kaum, dass eine ästhetische Erscheinung genügend Nachahmer gefunden hat, wird auf den Konformitätsdruck des Modischen verwiesen, auf den „Reiz der Nachahmung und den der Auszeichnung“, das ewige Gesetz der Mode also, das, wie Georg Simmel schreibt, Egalisierung mit Individualisierung zur Synthese bringt. Damit ist hingegen die Sinnstruktur des alten Neuen und neuen Alten, dem plötzlich viele folgen, lange nicht erschlossen. Ebenso wenig erhellend ist der naseweise Kommentar,

„das unternehmerische Interesse die selbstdestruktive Zirkularität von Neuem und Gestrigem am Laufen halten – eine Trivialität, in dem Film „Der Teufel trägt Prada“ unterhaltsam in Szene gesetzt. Um der Bedeutung auf die Spur zu kommen, mag es hilfreich sein, die Kulturgeschichte zu bemühen, auf den Samurai zu verweisen, mithin auf einen Krieger.

Wer so argumentiert, landet jedoch schnell im Horizont allerlei pragmatischer Begründungen, von denen die Frisur und das Modische häufig umgeben sind: Das Gesicht wird freigelegt und nicht hinter herunterfallenden Strähnen verdeckt, erhöht somit Ansprechbarkeit ohne den leisesten Anschein einer Verstellung. Umgekehrt sichert das gebundene Haar ungetrübte Situationswahrnehmung und Blickschärfe. So trivial derart unschuldige Gründe sein mögen:

In das für die Mode Grundlegende, „die völlige Gleichgültigkeit gegenüber den sachlichen Normen des Lebens“, dringen sie nicht vor. Immerhin verweisen solche Rationalisierungen auf tiefere Bedeutungsschichten. Der Dutt, das ist eine logische Implikation seines ästhetischen Formats, setzt langes Haar voraus. Wir haben es also mit einer Frisur zu tun, die lange Haare bündelt, domestiziert und in eine neue Gestalt transzendiert.

Der Assoziationsraum von Bündelung und Öffnung liefert einen Schlüssel zum

Attraktionswert des Dutts. Fragt man nach Handlungskontexten, die für das offene fallende Haar reserviert sind, so stößt man auf Situationen und Begegnungen, die Regression zulassen oder gar präzieren, Kontexte der Ausgelassenheit und des Verzichtes auf Gestaltung. Das muss nicht zwingend Wildheit oder Ursprünglichkeit implizieren. Es lässt hingegen im Kontrast zur Geste der Bündelung die Lesart zu, dass hierbei die Person unverkleidet und in authentischer Gestalt einem Gegenüber begegnet. Indem der Dutt als Frisur den Spielraum üblicher Haarlängen überschreitet und darin die für diesen Spielraum üblich gewordenen ästhetischen Konventionen unterläuft, kommuniziert er eine raffinierte Form der Selbstdarstellung, die in der Bündelung das Potenzial des Ungebundenen und Nicht-Domestizierten als ein latentes Versprechen transportiert.

Gestaltung ist das universelle Prinzip jeder Frisur, so ließe sich nun leicht einwenden. Ästhetische Formung, vorrangig auf das Haupthaar gerichtet – das gab es seit eh und je, um die Frontalität des Antlitzes zu schmücken, der Zone, die dem Augenkontakt und dem Sprechen nahe ist. Allerdings erschließt sich der Attraktionswert des Dutts nicht über den Knoten als Aperçu, nicht über das zum Haufen gebündelte Haar, das praktischen Interessen nicht im Wege steht.

Nicht das lässige Zitat einer früheren oder fernen Kultur ist es, auch nicht die Kopie einer ästhetischen Kontrolle, den Frauenfrisuren abgeschaut, schon gar nicht das Praktische des Bergens. Vielmehr liegt der Grund seiner Verbreitung in der Chance, Optionen der Selbstdarstellung variieren zu können. Der Kasualstil kombiniert Strenge und Sortiertheit mit ihrem Gegenteil. Raffiniert wird die Einzigartigkeit der Person inszeniert, die zwei Handlungsräume zu kombinieren verspricht, den privaten und den öffentlichen, und überdies zwei Phasen der Selbstdarstellung anspricht: Juveniles und Erwachsenes.

Im Dutt werden sie als Rätsel, als Unentschiedenheit kommuniziert, als eine Kontrolle, die das Ungebändigte nicht verabschieden möchte und der Unreife situativ ihren Raum belässt. Es ist ein ästhetisch sublimiertes Spiel mit der elementaren Polarität von gekämmt und ungekämmt, Form und Formlosigkeit. Mit dem Dutt wird sie auf die Spitze getrieben und in der Koketterie von Öffnung und Nichtöffnung als eine Geste inszeniert, an der bemerkenswert ist, dass sie das Geschlechtsspezifische hinter sich gelassen hat. Sie ist weder weiblich noch männlich oder männlich und weiblich zugleich.

Wer so auftritt, überrascht mit der Ungewissheit, ob und wann es wem gestattet sei, den Knoten zu lösen. Ebenso spannungsvoll bleibt, wie die in der Frisur stilisierte Einzigartigkeit im Sprechen ihre Fortsetzung findet. Beides ist möglich, Entzauberung oder Verzauberung. Darin reproduziert sich die Spielform eines weiblichen Umgangs mit dem Haupthaar. Aber es ist gerade dieser Einwand, der den Blick freigibt auf das Besondere, das den Dutt über die Zufälligkeit des Modischen hinaus auszeichnet. Er ist die Frisur der androgynen Zeit. Kokett demonstriert er eine Ambivalenz, die allein das Sprechen zu kultivieren oder aufzulösen vermag.

Dem Redakteur ist nichts zu schwör: Er sitzt mit Dutt und Geduld für unsere Zeichnerin.

ILLUSTRATION NINA SIMON



Hightech auf dem Highway: Die Harley-Davidson Electra Glide ist runderneuert – und wahrt trotzdem die Tradition.

MANPOWER

Gut acht Zentner Männlichkeit auf zwei Rädern: Das ist die Harley-Davidson Electra Glide Ultra Limited. Von Walter Wille

Der Mann – jedenfalls ein signifikanter Teil der Spezies – muss sich von Zeit zu Zeit vergewissern, dass er wirklich ein solcher ist. Kaum etwas eignet sich dafür besser als eine Harley-Davidson Electra Glide Ultra Limited. Wer damit umgehen kann, rückt auf der Männlichkeitsskala recht weit nach oben. Heute mehr denn je.

413 Kilogramm auf zwei Rädern sind nicht jedermanns Sache. Wer die erlaubte Zuladung ausschöpft, bewegt weit mehr als eine halbe Tonne Metall, Chrom, Kunststoff, Lack und Gummi samt Beladung und Besatzung durch die Gegend. Grundsätzlich herrscht beim Manövrieren, beim Wenden Alarmzustand. Umsicht und Vorausplanung sind gefordert. Etwas loser Untergrund auf dem Parkplatz, ein paar Kiesel unter der Sohle – das kann reichen, um das Unglück in Gang zu setzen. Niemand hält eine Electra Glide, die ins Kippen kommt. Und niemand hebt sie alleine wieder auf.

Andererseits gibt es kein anderes Reise-motorrad, mit dem sich so stilvoll Meilen sammeln lassen, das Langstrecken so kurzweilig macht, das lässiges Dahingleiten mit einer so unantastbaren Würde absolviert. Die Electra Glide wurde geboren, als im Jahr 1965 die Techniker in Milwaukee ein Modell namens Duo Glide mit einer für damalige Verhältnisse ungeheuer fortschrittlichen 12-Volt-Elektrik und einem Elektrostarter ausstatteten. Im Grunde reichen ihre Wurzeln aber noch viel weiter zurück – ins Jahr 1909, als das 1903 gegründete Unternehmen Harley-Davidson seinen ersten V2-Motor lospoltern ließ. Grundlegenden Bauprinzipien wie dem 45-Grad-Winkel, in dem die beiden Zylinder zueinander stehen, blieb die Motor Company bis heute treu.

Im Lauf der Jahrzehnte legte die Electra Glide an Masse, Ausstattung und Tradition immer weiter zu – bis sie den Status der Supersofa-Ikone erreichte, der jeglicher

Sportsgeist fremd ist. Zum Modelljahr 2017 kommt sie mit einem neu konstruierten, ebenso modernen wie traditionswahrenden 1745-Kubik-V-Zweizylinder: Die neunte Big-Twin-Generation seit 1909 ist die erste mit Ventilttechnik in den beiden Zylinderköpfen. Das aus diesem Grund „Milwaukee-Eight“ genannte Triebwerk leistet 67 kW (91 PS) und schaufelt bis zu 153 Newtonmeter Drehmoment an den Riemenantrieb des Hinterrads. Die Kühlung erfolgt, wie es die Tradition gebietet, durch den Fahrtwind, unterstützt allerdings durch Kühlflüssigkeit – sie umspült die besonders heißen Zonen rund um die Auslassventile. Die dafür benötigten Wasserpumpen werden geschickt in den Beinschilden der Maschine versteckt.

Zum Modelljahr 2014 war die E-Glide schon in vielen Details von der Brems- bis zur Lichtanlage, vom Gepäck- bis zum Entertainmentssystem überarbeitet worden, einschließlich behutsamer Design-Änderungen. Mit dem neuen Motor ist sie nun runderneuert, ohne ihren Denkmalstatus in Gefahr zu bringen. Sie verknüpft Highway-Romantik mit Hightech-Renommee.

Mit dem reibungsarm arbeitenden V-Twin, der noch geschmeidiger ist als bisher und mechanisch sehr leise läuft, haben die Harley-Leute einen Weg gefunden, trotz strenger werdender Regularien den Auspuff-sound zu verbessern: Weil die mechanischen Geräusche des neuen Motors so gering sind, konnte vom Klangguthaben einiges zu den angenehm dunkel wummernden Endtöpfen verlagert werden. Soundtransfer sozusagen. Mit der wichtigen „Boom Box“-Audioanlage lässt sich die halbe Prarie beschallen.

Rund 30.000 Euro zahlt man, um ein Exemplar des wohl bekanntesten Motorradtyps des Planeten zu erwerben. Und es gibt übrigens eine Variante der Electra Glide Ultra Limited mit dem Namenszusatz Low – und besonders niedrig, auf nur 675 Millimeter, platziertem Sattel. Für Frauen, die sich dem Koloss anvertrauen.



Alle Acht: Das neue Vierventil-Zweizylinder-Triebwerk der Electra Glide leistet 91 PS.



BIKE MAN

Für Rennräder lassen sich hübsche Summen anlegen. Dafür sollte das Bike auch etwas hermachen, optisch wie technisch. Das Roubaix von Specialized versucht das mit Hilfe der Formel-1-Schmiede McLaren. In den Lenker ist ein Dämpfer eingebaut, der auf Löchern vertikal nachgeben und im Sprint dennoch richtungsstabil bleiben soll. Sieht unspektakulär aus, hat aber nach einem ersten Fahrindruck Wirkung. Ob der Dämpfer auch den Preisschock absorbieren kann? Das neue Roubaix kostet je nach Modell zwischen 2500 und 10.000 Euro. (hap.)



WALK MAN

Mit dem neuen Walkman NW-WM1Z will Sony mal wieder richtig protzen. Das Gerät wiegt knapp ein halbes Kilogramm und wird die Hosentasche ebenso kräftig nach unten ziehen wie das Konto – der digitale Audiospieler kostet 3300 Euro. Dafür besteht das Chassis aus vergoldetem sauerstoff-freiem Kupfer. Kassetten passen natürlich nicht mehr rein, sondern Musik-dateien – am besten hochauflösend. Und die müssen dann einfach gut klingen. (made.)



FLY MAN

Seit es die App Flightradar24 gibt, öffnen sich dem privaten Spotter neue Horizonte. Man weiß nun, welches Flugzeug gerade vorbeifliegt und wo es hin will. Auf der Karte sieht der Luftraum bisweilen ungläublich voll aus. Die Deutsche Flugsicherung zeigt in ihrer Bilanz für 2015, wie voll: 3,03 Millionen Flugbewegungen, 2,14 Millionen Starts und Landungen. Der verkehrsreichste Tag des Jahres 2015 war der 18. September mit 10.065 Flügen. Mann, oh Mann – beeindruckend, was die Lotsinnen und Lotsen leisten. (hap.)

FAMILIEN TREFFEN

Die Wurzeln des größten amerikanischen Herstellers von Naturseife liegen in Deutschland. Eine Spurensuche mit den Bronners in Heilbronn.

Von Jennifer Wiebking
Fotos Helmut Fricke

Jetzt stehen sie hier gemeinsam in der Sonne und klopfen sich auf die Schultern, auf dem Parkplatz hinter der Fabrik, deren Fenster so klein sind, dass man sich zum Hindurchschauen ein Stück vorbeugen muss. Mike Bronner, dessen Familie in fünfter Generation Seife herstellt, seit drei Generationen in den Vereinigten Staaten, und Nicki Frank, Sohn des Besitzers der Druckgussfabrik Georg Frank & Co. GmbH (seit 1949), kennen sich mittlerweile. Denn sie standen schon einmal gemeinsam hier.

Das war im Jahr 2010. Mike Bronner hatte gerade begonnen, sich mit den deutschen Wurzeln seines Unternehmens zu beschäftigen. Er war zu Besuch in Heilbronn, wo seine Familie zu Beginn des 20. Jahrhunderts Flüssigseife angerührt hatte. Mike Bronner bog also in die Einfahrt ein, stellte sein Auto auf diesem Parkplatz ab und beugte sich vor, um durch die Fenster einen Blick auf die riesigen Kessel zu werfen, die ihm bekannt vorkamen.

Da kam dieser junge Typ herausgerannt, Nicki Frank, in Chicago und motzte ihn an. Was er denn, bitte schön, hier zu suchen habe, das sei Privatgelände. Mike Bronner antwortete: „Das gehörte früher meiner Familie.“ Nicki Frank darauf: „Ach so, Sie sind das. Kommen Sie mal mit. Wir haben hier noch alte Seifenmaschinen.“ Und noch Pläne von 1903.

Mike Bronner ist an diesem Freitag im Sommer 2016 mal wieder in Deutschland unterwegs, zusammen mit seinem Bruder David, seiner Schwägerin Kris, seiner Nichte Maya sowie seiner Mutter Trudy, auf den Spuren der Vorfahren in Deutschland. Die Brüder könnten unterschiedlicher kaum sein. Mike, in gestreiftem Hemd zur dunklen Hose, bringt mit seiner direkten Art und seinem souveränen Auftreten alles mit für den Posten eines Geschäftsführers. David ist der Aktivist, in buntem Batik-T-Shirt und Flip Flops.

Es sind auch die zwei Seiten von Dr. Bronner's Magic Soap, der Marke, die von Kalifornien aus die Vereinigten Staaten mit Flüssigseife versorgt und sich nun den Rest der Welt vornimmt. Mike und David Bronner führen das größte amerikanische Unternehmen für Naturseife. Die Gehälter der Chefs sind nicht mehr als fünf Mal so hoch wie das des einfachsten Mitarbeiters – die soziale David-Seite.

Die Familie, die eigentlich seit Jahrzehnten in Südkalifornien lebt, sitzt an diesem Vormittag im ersten Stock eines Hauses in Mulfingen, 40 Kilometer nordöstlich von Heilbronn – an einem Stück Zuhause, einem dicken Holztisch, der seine eigene Geschichte erzählt. Seit 70 Jahren steht der Eichentisch hier im Haushalt der Nachkommen von Tante Agathe, dem ehemaligen Hausmädchen der deutschen Familie von Mike und David Bronner. Tante Agathe wäre in diesem Jahr 120 geworden, sie war 22, als sie im Haushalt anfang, und um die 40, als Mike und David Bronners Urgroßeltern als Juden die Anfeindungen der Nationalsozialisten zu spüren bekamen und ihr Haushalt aufgelöst wurde. Tante Agathe nahm sich des Silbers der Familie an, versteckte es in Mulfingen zwischen den Steinen einer Mauer, in Sichtweite des Hauses, in dem jetzt die Nachfahren der jüdischen Familie sitzen. Von dem Eichentisch wird bis heute gegessen. Leider glaubte man in den fünfziger Jahren, für die Oberfläche sei eine neue Resopalplatte nötig.

Die Heilbronners, wie die Familie damals hieß, waren, wie der Name schon

sagt, eine alte Heilbronner Familie. Ihre Flüssigseife wurde auf Zepplinen beworben und in rechteckigen Glasflaschen in allen wichtigen Kaufhäusern des Landes verkauft. So bekannt wie Dr. Bronner's heute in den Vereinigten Staaten ist – so bekannt war die Familie für ihre Flüssigseife schon einmal, jedenfalls für die Verhältnisse der Zeit in Deutschland, als Madaform Seifenfabrik Heilbronner & Cie.

Ihr Motto war: Seife, besser nicht mit Politik vermischen. Die Eltern hielten sich raus, versuchten das zunehmend extreme gesellschaftliche Klima damals zu ignorieren. Dem ältesten Sohn passte das nicht. „Ich sage das in der freundlichsten Art“, sagt Mike Bronner. „Unser Großvater war meinem Bruder David sehr ähnlich.“ David lacht. „Als unser Großvater 1929 in die Vereinigten Staaten emigrierte, wollte er sich damit auch von seinem Vater und Onkel emanzipieren. Er war der Verrückte und geriet oft mit ihnen aneinander.“

Eigentlich hätte er zu der Zeit die Nachfolge der Heilbronner Seifenfabrik antreten sollen. Emanuel Heilbronner landete stattdessen in Chicago und strich als erste Amtshandlung das „Heil“ aus seinem Namen, aus Protest gegen Hitler. Seine Eltern sah er später noch einmal wieder, 1938, in der Schweiz, wo man sich in den Ferien traf. Emanuels jüngere Schwestern waren ebenfalls ausgewandert. Lotte 1936 nach Palästina, Luise 1938 nach Amerika. In der Schweiz versuchten die Kinder noch die Eltern davon zu überzeugen, Deutschland zu verlassen. „Aber sie sagten, sie

würden Hitler aushalten wollen, in vier Jahren wäre der vergessen“, sagt David.

Ein paar Jahre später deportierten die Nazis die Eltern Heilbronner nach Theresienstadt und Auschwitz. Es gibt noch eine Postkarte vom Vater aus dem Konzentrationslager an Emanuel in die Vereinigten Staaten, zensiert, aber am Ende steht: „Du hattest recht, mein Sohn.“

Emanuel Bronner nahm das sehr mit. So sehr, dass er die ersten Jahre in Amerika mal mehr, mal weniger orientierungslos vor sich hin lebte. „Zu Beginn schlief er auf dem Dach des YMCA, bei den Tauben“, erzählt Mike Bronner. „Sein Kopfkissenbezug war mit Plastik gefüllt.“ Emanuel Bronner hatte kein Geld – aber aus Deutschland sein Wissen über Flüssigseife mitgebracht. Er erarbeitete sich eine Anstellung als Berater beim amerikanischen Seifenverband, dann kam der Brief des Vaters aus dem Konzentrationslager. „Das hat ihm sehr zu schaffen gemacht.“

Emanuel Bronner ging es nun vornehmlich um seinen Friedensplan. „Er hatte große Angst vor einem weiteren Holocaust, bei dem alle Menschen sterben würden“, erzählt David Bronner. „Deshalb hieß seine Mission: *uniting spaceship earth*.“ Mensch und Natur wollte er vereinen. „Um 1947 herum hatte er sich eine richtige Gefolgschaft aufgebaut. Und so geriet er, der so starke Ansichten wie einen starken deutschen Akzent hatte, auf den Radar der Behörden.“ Man steckte ihn in eine psychiatrische Klinik, erklärte ihn für paranoid und behandelte ihn mit Elektroschocks.

Zweimal versuchte Emanuel Bronner, dem Hochsicherheitsstrakt zu entkommen, beim dritten Mal klappte es. Per Anhalter fuhr er quer durch Amerika. Kurz vor Las Vegas erzählte er dem Fahrer im Auto seine Geschichte. „Als sie an der nächsten Tankstelle hielten, bekam der andere es mit der Angst zu tun und fuhr einfach davon.“

David lächelt. Wer so viel Unglück erlebt, der braucht auch mal Glück. Und so kam sein Großvater Emanuel Bronner nach Las Vegas und beobachtete das Treiben am Roulettetisch im Casino. Sechs Mal Rot nacheinander, da musste es beim nächsten Mal doch Schwarz sein. Emanuel Bronner setzte alles auf Schwarz und hatte Glück. Er gewann 400 Dollar und machte sich damit nach Kalifornien auf.

In Los Angeles trieb sich Bronner am Pershing Square herum, dem Platz der Aktivisten. Nicht allzu viele wollten ihm zuhören. Die Leute kauften lieber die Seife, die er nebenbei anbot. „Also begann er seine Mission auf die Flaschen zu schreiben“, erzählt Mike Bronner. „Keine Ahnung, wie er die Seife damals überhaupt gefertigt hat. Er muss in den Hills Kräuter gepflückt haben.“

Der Großvater, der langsam zu sich fand, baute in Kalifornien ein neues Leben auf. Sein Unternehmen, das er 1948 gründete, nannte er Dr. Bronner's. Von seiner Weltverbesserungsmision ließ er nicht. Man sieht es noch heute: Die Flaschen mit den Tinkturen und Seifen, die nach Lavendel oder frisch aufgeschnittenen Zitronen duften, sind so winzig beschriftet, dass man es



Auf die Botschaft kommt es an: Emanuel Bronner mit seinen Produkten. Seine Mission druckte er auf die Flaschen.

kaum entziffern kann. Das ist sozusagen die Mission nach der Mission: die Ziele von Mike und David, gebündelt auf dem Etikett.

Emanuel Bronner bekam zwei Söhne, die, wie könnte es anders sein, wieder mit dem Vater aneinandergerieten. „Mein Vater konnte unserem Großvater lange nicht verzeihen, dass er ihn als Kind oft zurückgelassen hatte, um die Welt zu entdecken“, erzählt David. „Also baute unser Vater sein eigenes Unternehmen auf, wieder mit dem Vater aneinandergerieten.“

Man stritt sich, man versöhnte sich. In den Achtzigern entschied man dann doch, dass es mehr Sinn hatte, beide Firmen zusammenzulegen. Selbst der Bruder des Vaters, eigentlich Lehrer, fühlte sich verpflichtet, pakte in den monatelangen amerikanischen Sommerferien seinen VW-Bus mit Seifenflaschen voll und fuhr damit von einer Kleinstadt zur nächsten, immer auf der Suche nach Bio-Läden als möglichen Abnehmern.

Trotz der komplizierten Familiengeschichte wurde aus Dr. Bronner's das größte Unternehmen für Naturseifen in den Vereinigten Staaten. Jedes Übernahmeangebot, das in den vergangenen Jahrzehnten von Großunternehmen der konzerngesteuerten Schönheitsbranche kam, habe man abgelehnt. Wie sich Dr. Bronner's trotzdem durchsetzte, das können die Nachfahren selbst kaum erklären. „Natürlich war unser Großvater in den fünfziger Jahren seiner Zeit weit voraus“, erzählt David Bronner. „Es waren die Jahre, als man mit mehr Chemie zu einem besseren Leben kommen wollte – Hauptsache, etwas wurde vorab durch ein Labor geschickt. Und da kommt mein Opa mit biologisch abbaubaren Produkten und sieben Inhaltsstoffen. Er wurde ausgelacht, weil er so was von hinterher schien.“

Emanuel Bronner war damals zugleich seiner Zeit hinterher und voraus. „Als die Hippies kamen, die sich gegen die Kriegsmaschinerie stellten, passte das simple Re-

zept plötzlich furchtbar gut in die Zeit.“ In den Sechzigern wuchs das Unternehmen schnell. Die echte Überraschung aber war, was in den vergangenen Jahren passierte.

Mittlerweile sitzt die Familie zum Mittagessen in einem schwäbischen Gasthaus in Mulfingen – Spätzle sind besonders beliebt, die meisten Bronners ernähren sich vegetarisch. Jeder hat seine Aufgabe im Unternehmen. Alle haben sie amerikanischen Elite-Universitäten besucht. Mike hat an der Brown University in Providence studiert, David in Harvard, wo er seine Frau Kris kennenlernte. Die Tochter Maya studiert an der Columbia University in New York. Sie mag am liebsten die Eukalyptus-Produkte der Marke. Trudy, die Mutter von Mike und David, mischt privat Pfefferminze mit Eukalyptus.

Viel wichtiger sei aber natürlich, was die Welt gerne riecht: Amerikaner mögen Pfefferminze, Deutsche Lavendel, Asiaten Zitrus, sagt Trudy und stapelt nebenher die leergegessenen Teller aufeinander. Ein bisschen Dressing vom Salat kleckst auf ihren Platz. Sie nimmt ihre Serviette und reibt den Fleck weg. Ob man ihr eine neue organisieren könne? „Ach nein, danke, ist schon okay.“ Diese Familie ist wirklich *hands-on*.

Am Nachmittag, an der Fabrik in Heilbronn, stehen Mike Bronner und der Sohn des Inhabers des Druckguss-Unternehmens, Nicki Frank, vereint auf dem Parkplatz in der Sonne. Trudy, die sich noch immer um die Finanzen des Unternehmens kümmert, kommt noch einmal auf die



Haben auch heute noch viel zu sagen: Produkte von Dr. Bronner's

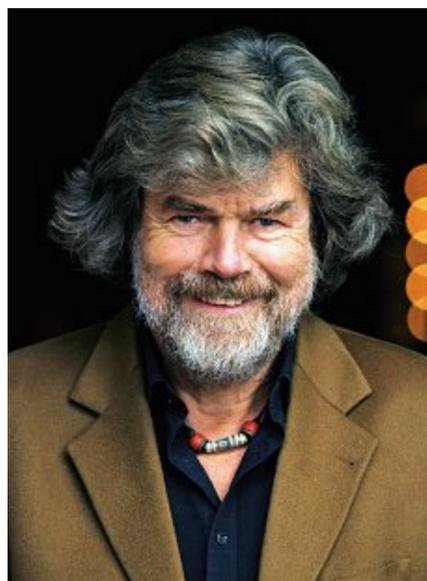
jüngste Vergangenheit zu sprechen. „Unser Magic Soap macht ihrem Namen alle Ehre: Was da in den letzten Jahren passiert ist, ist tatsächlich ein Wunder. 20 Prozent Wachstum, Jahr für Jahr.“ Zum ersten Mal habe sie es 2002 bemerkt. Da ging es los, dass sich Konsumenten wieder mehr mit Naturprodukten beschäftigten, vermutlich nach dem Einschnitt des 11. September 2001, der bei vielen Amerikanern zu einem Bewusstseinswandel führte, der, verstärkt durch die Finanzkrise sieben Jahre später, bis heute anhält. Natürlich und nachhaltig zu leben, das ist längst auf der ganzen Welt ein Großthema. „Uns ging es zuvor nicht schlecht, mit einem stabilen Wachstum“, erzählt Trudy Bronner. „Aber plötzlich wuchs und wuchs es – und wir mussten auf einmal zusehen, woher wir genügend Rohstoffe bekamen.“

Mike und David Bronner stehen jetzt neben den Riesenkesseln im Keller. „Sehen aus wie unsere Maschinen, nur dass unsere nicht so schön sind“, sagt David. Und noch etwas haben sie hier in der Druckgussfabrik von den Heilbronners für die Bronners aufgehoben. Nicki Frank überreicht den Brüdern einen alten Stempel mit dem Schriftzug „Seifenfabrik Heilbronner“. Mike Bronner hält das schwere Teil in den Händen. „Es wird Zeit, damit eine Sonderedition zu fertigen.“



Eine, zwei, drei Generationen später: David (von links), Kris, Mike, Maya und Trudy Bronner in der Fabrik in Heilbronn an den Kesseln der Vorfahren. Die Heilbronners, wie sie damals noch hießen, stellten hier Seife her, bis der Betrieb von den Nationalsozialisten enteignet wurde.

„Ich trage nur meinen Xi-Stein“



Er ist der bekannteste Abenteurer unserer Zeit. **Reinhold Messner** hat in seinem Leben oft die Grenzen des Menschenmöglichen ausgelotet – an den höchsten Bergen und in den größten Wüsten, in Büchern, Parlamenten, Seminaren. Sein Leben war Stoff für Kinofilme und Dokumentationen. Zuletzt schuf der 72 Jahre alte Südtiroler an sechs Standorten in seiner Heimatregion ein eindrucksvolles Bergmuseum.

Was essen Sie zum Frühstück?

Wenn ich daheim bin, trinke ich Kaffee. Weil ich in der Früh' eher Lust habe, etwas zu machen.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich kaufe keine Kleidung ein. In meinem Leben bin ich immer verwöhnt worden: von meiner Mutter, meinen Frauen, meinen Kindern. Es ist Teil meines Erfolgs.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Konsum war mir ein Leben lang unwichtig. Kreieren, nicht konsumieren macht mich zufrieden.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ich hatte mal Fliegerjacken aus den dreißiger Jahren, habe sie aber irgendwann wieder verschenkt.

Was war Ihre größte Modesünde?

Ich habe mal für den „Playboy“ eine Fotosession machen lassen, irgendwelche Modeaufnahmen. Rückblickend ist mir das peinlich. Aber die Bilder gibt's noch irgendwo.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Nein.

Haben Sie Stil-Vorbilder?

Nein.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?

Ich habe bei alten Möbelstücken zumindest korrigierend eingegriffen. Beim Wohnen ist mir Stil sehr wichtig. Ich kombiniere gern alte, ehrwürdige Stücke mit modernen Möbeln: Rietveld, Corbusier und historische Stücke aus China.

Besitzen Sie ein komplettes Service?

Mehrere. Ich bin viel gereist und setze mich gern mit der Kultur, in der ich unterwegs bin, auseinander. Ich bringe immer etwas davon mit nach Hause.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Maximal mit einer Pizza im Basislager des Mount Everest. Über Spaghetti und Spiegeleier reicht meine Kochkunst nicht hinaus. Beeindrucken kann ich am Herd niemanden. Meine Frau ist eine exzellente Köchin geworden, ich bin der Genießer.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Ich bin ein klassischer „Spiegel“-Leser. Er ist nicht mehr der Augstein-„Spiegel“, aber es gibt kein besseres Magazin im deutschen Sprachraum. Zudem lese ich die „Zeit“, F.A.Z. und „Süddeutsche Zeitung“. Obwohl ich von keiner Tageszeitung in eigener Sache so enttäuscht wurde wie von der „Süddeutschen“ und von keinem Magazin so sehr wie vom „Spiegel“.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Keine. Mich interessiert diese Form der Information nicht. Am Flughafen, wenn die Kontrolleure fragen „Herr Messner, haben Sie einen Laptop?“, antworte ich: „So etwas brauche ich nicht.“ Ich bin zu alt und zu skeptisch für solche Sachen.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Ich werde das heute noch tun.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

Da bin ich überfordert, es gibt für mich nicht das eine Buch. Ich bin befreundet mit Christoph Ransmayr, seine Literatur beeindruckt mich. Seine Sprachkunst, seine Bilder sind wie gemeißelt. Er hat Geschichten geschrieben, die sich mit meinem Metier schneiden, ohne selber Abenteurer zu sein. Ich halte ihn für den stärksten Künstler der deutschen Sprache der letzten zwei Jahrzehnte. Seine „Schrecken des Eises und der Finsternis“ – eine so klare Sprache und so unverwechselbare Bilder habe ich nirgendwo sonst gefunden.

Ihre Lieblingsvornamen?

Unsere große Tochter heißt Magdalena, das ist nach wie vor einer meiner Lieblingsnamen.

Ihr Lieblingsfilm?

Ich habe großen Respekt vor den Spielfilmen von Werner Herzog, vor allem „Fitzcarraldo“. Auch Kevin Costners „Der mit dem Wolf tanzt“ hat mich beeindruckt.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Ich brauche das Auto und gebe gern zu, das Auto ist Teil meines Frei-Sein-Gefühls. Ich lebe im Gebirge, ich kann nicht mit öffentlichen Verkehrsmitteln los. Freiraum heißt für mich auch: Ich bin jederzeit in der Lage, nach München zu kommen, um meinen Verleger zu treffen, in meinen Museen zu arbeiten, auf Reisen zu gehen. Ich kann da oben im Schloss Juval nicht einfach in den Zug oder in den Flieger steigen.

Tragen Sie eine Uhr?

Ja. Ich bin ein exakter, verlässlicher Mensch. Ich glaube, dass ich die letzten 1000 Termine alle eingehalten habe. Ich komme nicht zu spät. Es ist Teil meines Erfolges, dass sich meine Partner auf mich verlassen können.

Tragen Sie Schmuck?

Nein. Ich trage nur meinen Xi-Stein. Als eine Art Respektsbezeugung vor der tibetischen Kultur. Inzwischen ist diese Geste 100.000 Mal nachgemacht worden, und das freut mich. Aber 99,999 Prozent der Xi-Steine sind Fälschungen.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Nein. Es gibt aber das Südtiroler „Kräuterschlössl“, das einen Duft mit meinem Namen anbietet.

Was ist Ihr größtes Talent?

Die Fähigkeit, Ideen umzusetzen. Es zu wagen, ohne viele Sorgen dabei, ist der „goldene Schritt“. Ob ich dann scheitere, weil mich jemand behindert oder die Mittel fehlen oder die Mitarbeiter, ist sekundär. Dabei entsteht mein gelingendes Leben. Nicht beim Träumen und nicht beim Haben am Ende. Das Haben ist langweilig, da ist nur mehr Abrechnung. Das fertige Ding sollen andere verwalten. Der Prozess des Umsetzens ist der Schlüssel zum intensiven Leben.

Was ist Ihre größte Schwäche?

Die Ungeduld. Und ich kann immer noch viel Aggression entwickeln, wenn sich Dritte parasitär bei mir bedienen. Viele versuchen, meine Projekte zu behindern, um sich Öffentlichkeit zu kapern.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Indem man mich machen lässt, was ich gern tue.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich diskutiere gern mit Freunden bei einer Flasche Rotwein: über Politik, Kunst, historische Themen, was auch immer. Aber reden, um zu reden, das ist meine Sache nicht.

Sind Sie abergläubisch?

Nein. Ich bin ein Possibilist, ich akzeptiere und respektiere alles, was real ist auf dieser Welt. Das gilt auch im religiösen Sinne, wohl wissend, dass alle Religionen von Menschen erfunden wurden. Religion war ein erstes Machtmittel, mit dem Freiräume im anarchischen Raum eingeschränkt wurden.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Ich war vor kurzem mit zwei meiner Kinder in der Antarktis, mit dem Schiff. Es war aufregend für mich zu sehen, wie sie diese andere Welt aufnehmen. Ich habe bei mehr als 100 Expeditionen die schönsten Orte der Erde gesehen: Reisen ohne Vergleich, in einer Zeit, die vorbei ist und nicht mehr zurückholbar.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

In Spitzbergen.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Meistens ein Bierchen. Anschließend, beim Schreiben, beim Lesen, beim Reden, gern auch zwei Gläser Rotwein.

Aufgezeichnet von Bernd Steinle.

FOTODPA

NOMOS
GLASHÜTTE
neomatik



Neue NOMOS-Uhren für Party, Podium und Parkett. Hier: Tangente neomatik nachtblau. Dieses und weitere Modelle mit NOMOS-Swing-System und dem Automatikwerk der nächsten Generation finden Sie jetzt im besten Fachhandel. Wo? Aachen: Lauscher, Lückler; Berlin: Christ im KaDeWe, Lorenz; Bielefeld: Böckelmann; Bremen: Meyer; Darmstadt: Techel; Dresden: Leicht; Düsseldorf: Blome; Erfurt: Jasper; Essen: Mauer; Frankfurt am Main: Pletzsch; Gelsenkirchen: Weber; Hamburg: Becker; Hannover: Kröner; Köln: Berghoff, Gadebusch; Lübeck: Mahlberg; München: Fridrich, Kiefer; Münster: Oeding-Erdel; Stuttgart: Kutter; Ulm: Scheuble. Und überall bei Wempe, Bucherer und Rüschenbeck. Mehr auch online unter nomos-store.com und nomos-glashuette.com.

RICHARD MILLE

A RACING MACHINE ON THE WRIST



CALIBER RM 63-01
DIZZY HANDS

RICHARD MILLE BOUTIQUE MÜNCHEN
MAXIMILIANSTRASSE 34
+49 89 45221300

www.richardmille.com